Die Kriegsfährte.

Ein Roman

vom

Capitain Mayne Reid,

Verfasser von: „Die Skalpjäger“, „Die Freischaar“, „Die Heimath in der Wüste“, „Die Buschknaben.“

Deutsch

von

A. Kretzschmar.



Erster Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1857.



Die Kriegsfährte.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Erinnerungen.

Land der Feigen und Magueys — Heimath Montezuma's und Malinché's! — ich kann die Erinnerung an Dich nicht aus meinem Herzen reißen! Jahre mögen vergehen, die Hand ermatten und das Herz alt werden, aber nimmermehr kann ich Dich vergessen.

Auch möchte ich es nicht. Nicht um alle Schätze der Welt möchte ich meine Seele in den Fluthen des Lethe baden. Gesegnet sei die Erinnerung um Deinetwillen!

Herrliches Land Anahuac's! Mein Geist erhebt sich auf den luftigen Schwingen der Phantasie, und wiederum stehe ich an Deinem Strande.

Ueber Deine weitgestreckten Savannen sporne

ich mein edles Roß, dessen freudiges Wiehern verräth, daß es sich selbst seiner Umgebung freut. Ich ruhe im Schatten der Corozo-Palme und trinke den Wein der Acrocomia. Ich erklettere Deine Amygdaloid- und Porphyr-Gebirge, Deine Quarzfelsen, welche das weiße Silber und das gelbe Gold geben. Ich überschreite Deine Lavafelder mit ihren unregelmäßigen Umrissen und mit ihrer Decke von seltsamen vegetabilischen Formen — den Cycas und Cactus, Yuccas und Zamias. Ich durchwandere Deine Hochebenen mit ihren starrenden Reihen von riesigen Aloe's, deren funkelnder Saft mich auf meinem Wege erfrischt und stärkt. Ich stehe an den Grenzen des ewigen Schnees und zertrete das Alpenmoos mit meiner Ferse, während ich unten in der tiefen Barranca tief, tief unten die federähnlichen Blätter der Palme, das wachsähnliche Laubwerk der Orange, die breiten, glänzenden Blätter der Pothos, Arums und Bananen erblicke!

O, daß ich noch ein Mal mit lebendem Auge diesen herrlichen Anblick genießen könnte! Aber auch schon, wenn er sich matt auf der Netzhaut der Erinnerung malt, erfreuet und entzückt er meine Seele.

Land Montezuma's! Ich habe auch noch andere Erinnerungen an Dich, die meinem Gedächt-

nisse tiefer eingegraben sind, als diese Bilder des Friedens.

Du erinnerst mich an Kriegsscenen. Als Feind durchzog ich Deine Gefilde — mit dem Säbel in der Faust — und jetzt, nachdem Jahre entschwunden sind, taucht manch' abenteuerliche Scene des Soldatenlebens mit der ganzen Frische der Wirklichkeit vor mir auf.

Der Bivouak!

Ich sitze am nächtlichen Lagerfeuer, rund um mich her kriegerische Gestalten und bärtige Gesichter. Das lodernde Feuer spiegelt sich in Waffen und Rüststücken — Sättel, Büchsen, Pistolen, Flaschen liegen auf dem Boden umhergestreut oder hängen an den Aesten der nahen Bäume. An Pfählen angebundene Rosse zeigen sich riesig und undeutlich in der Finsterniß und sind nur gegen den noch schwärzeren Hintergrund des Waldes sichtbar. Eine einsame Palme steht in der Nähe und ihre gekrümmten Blätter sehen im Feuerscheine fast aus, als wären sie bereift. Dasselbe Licht schimmert auf die kannellirten Säulen des großen Orgelcactus, auf Agaves und Bromelias, auf die silberne Tillandsia, welche die hohen Bäume drapirt, wie mit einer Toga.

Die abenteuerliche Geschichte ist erzählt — das

Lied ist gesungen — der Scherz macht die Runde — das heisere Gelächter hallt durch die Bogengänge des Waldes und schreckt den Papagei auf seinem Aste und den nach Beute umherschleichenden Wolf.

Wenig kümmern sich Die, welche singen und scherzen und lachen — wenig kümmern sie sich um den morgenden Tag!

Das Gefecht! —

Der Morgen bricht an. Der duftige Wald schweigt und das weißblaue Licht färbt eben nur die Wipfel der Bäume. Ein Schuß knallt — es ist das Alarmsignal des Vorpostens, welcher in gestrecktem Galopp auf das Lager zugesprengt kommt. Der Feind rückt an! „Zu Pferde!" schmettert das Horn in weithin hallenden Tönen. Die Schläfer springen auf ihre Füße — sie ergreifen ihre Büchsen, Pistolen und Säbel und rennen durch die glimmenden Feuer, daß dichte Aschenwolken emporsteigen. Die Rosse schnauben und wiehern, in wenigen Secunden sind sie gesattelt, gezäumt und bestiegen, und fort fegt die Schaar die Waldstraße entlang.

Der Feind ist in Sicht — eine Bande Guerillas in ihrer malerischen Mancha und Serape —

Scharlach, Purpur und Gold. Lanzen mit funkelnden Spitzen und flatternden Fähnchen ragen über den Bäumen hervor. Das Horn bläſ't zum Angriff. Seine Töne werden durch das Feldgeschrei übertäubt. Wir beginnen den Kampf mit unseren schwarzbraunen Feinden, Mann gegen Mann; Lanzenstöße werden durch Pistolenschüsse beantwortet, unsere Säbel kreuzen sich und klirren, aber unsere schnaubenden Rosse bäumen sich zurück und wollen nicht, daß wir einander um's Leben bringen. Wir werfen sie herum und beginnen den Kampf mit entschlosseneren Arme — wir tödten ohne Reue oder Bedenken, — wir tödten für die Freiheit.

Das Schlachtfeld! —

Die geschlossenen Kolonnen und die starrenden Musketen — das Brüllen des Geschützes — und das heisere Wirbeln der Trommeln — die wildesten Signale des Horns, der Hurrahruf, der Angriff, der Kampf Mann gegen Mann — der stürzende Feind und sein Todesröcheln — die Niederlage, der Rückzug, das heisere Siegesgeschrei — alles Dies steht lebensfrisch in meiner Erinnerung da, aber ich kann es nicht malen.

Land Anahuac's! Du rufest mir auch noch andere, von diesen ganz verschiedene Scenen zurück — Scenen zärtlicher Liebe oder stürmischer Leidenschaft.

Der Kampf ist vorüber — die Kriegstrommel hat aufgehört zu wirbeln und das Horn zu schmettern. Das Roß steht schnaufend und ungeduldig in seinem Stalle, und der Sieger weilt in den Hallen der Besiegten. Liebe ist jetzt der Sieger, und der rauhe Soldat ist überwunden und in einen süße Worte lispelnden Liebenden verwandelt. In der goldenen Halle oder in der Laube des Gartens liegt er auf dem Knie und flüstert seine Schmeichelrede in das Ohr einer dunkeläugigen Doncella, sei sie nun Andalusierin oder Aztekin.

Herrliches Land! Süße Erinnerungen an Dich wohnen in mir; denn wer könnte Deine Gefilde durchwandeln, ohne eine schöne Blume zu erblicken, die er für alle Folgezeit an seiner Brust trägt.

Und dennoch sind nicht alle meine Erinnerungen frohe und heitere. Angenehm und schmerzlich, süß und traurig, erfüllen sie mein Herz mit den verschiedensten Empfindungen. Die wehmüthigen Regungen sind jedoch durch die Zeit gemildert worden und die frohen scheinen mit jeder rückkehrenden Fluth

von hellerem Glanze zu erstrahlen. In Deinen Gärten müssen ebenso wie anderwärts die Rosen aus den Dornen herausgepflückt werden, aber in dem milden Lichte der Erinnerung sehe ich nicht die Dornen — ich sehe nur die stolzen, schönen Rosen.

Zweites Kapitel.

Ein mexikanisches Grenzdorf.

Eine mexikanische Pueblita an den Ufern des Rio Bravo del Norte, nichts weiter als eine Rancheria oder ein Dörfchen.

Die in wunderlichem, maurisch-italienischem Style erbaute alte Kirche mit ihrer runden Kuppel, das Wohnhaus des Cura und das Haus des Alcalde sind die einzigen hier zu sehenden steinernen Bauwerke. Sie bilden drei Seiten der Plazza, eines ziemlich geräumigen Vierecks.

Die vierte Seite ist mit Kaufläden oder Wohnhäusern des gemeinen Volkes bebaut.

Diese Häuser sind aus großen ungebrannten Backsteinen erbaut und theils weiß getüncht, theils

bunt bemalt, wie eine Theaterdecoration, größtentheils aber schmuzig und von abschreckendem Aeußern.

Alle haben schwere, gefängnißähnliche Thüren und Fenster ohne Glas oder Vorhang. Die senkrecht eingezogenen Eisenstangen leisten wohl dem Diebe und Räuber Widerstand, aber nicht dem Wetter.

Von den vier Ecken der Plazza führen schmale, ungepflasterte, staubige, bis zu einer gewissen Entfernung auf beiden Seiten mit den eben beschriebenen Backsteinhäusern besetzte Wege in's Freie hinaus.

Noch weiter draußen, an der äußersten Grenze des Dorfes und weit auseinander gestreut, befinden sich Wohnungen von noch elenderer Bauart, aber malerischerem Aussehen. Sie haben ein hohes, spitzes Dach, welches von den gespaltenen Stämmen jener riesigen Lilie, der baumartigen Yucca, gefertigt ist. Die Aeste bilden die Sparren, und die zähen Fibern die Bedachung.

In diesen sogenannten Ranchitos wohnen die armen Bauern, die Nachkommen des besiegten Stammes.

Die steinernen Wohnungen und ebenso die von Lehm erbauten, haben flache Dächer, mit Ziegeln gedeckt oder durch Auftragen von Cement wasserdicht gemacht, während sich rund herum ein brusthohes

Geländer zieht. Dieses flache Dach ist die Azotna, welche die mexikanische Architektur charakterisirt.

Wenn die Sonne tief steht und der Abend kühl ist, bietet die Azotna einen sehr angenehmen Ruheplatz dar, besonders wenn der Besitzer des Hauses ein Freund von Blumen ist. Dann ist sie in einen hängenden Garten verwandelt und entfaltet jene reiche Flora, durch welche das malerische Land Mexiko mit Recht berühmt ist.

Hier ist der rechte Ort, um eine Cigarre zu schmauchen und ein Glas Pinole oder, wenn man lieber will, Catalan zu trinken. Der Rauch wird rasch hinweggeweht und die freie Luft giebt dem Getränke Würze.

Ueberdies wird auch das Auge ergötzt. Man sitzt ruhig und ungestört gleichsam in einem Zimmer, während man sehen kann, was auf der Straße vorgeht. Die niedrige Brustwehr giebt Sicherheit, während sie eine zu freie Aussicht von unten hindert — man sieht, ohne gesehen zu werden. Die Welt bewegt sich, mit ihren irdischen Angelegenheiten beschäftigt, weiter und denkt nicht daran, in die Höhe zu blicken.

Ich stehe auf einer solchen Azotna. Es ist die über dem Hause des Alcalde, und da sein Dach das

höchste im ganzen Dorfe ist, so beherrscht die Aussicht von hier alle anderen.

Ich kann über sie alle hinaussehen und die Eigenthümlichkeiten der Umgegend beobachten.

Mein Auge schweift mit Wonne über das dunkle, herrliche Grün der tropischen Vegetation; ich kann sogar ihre charakteristischeren Formen — den Cactus, die Yucca und die Agave erkennen. Ich bemerke, daß das Dorf von einem Gürtel ebenen Bodens — von angebauten Feldern umgeben ist, wo der Mais seine silbernen Quasten im Luftzuge wiegt und von den dunkleren Blättern der Capsicums und Bohnenpflanzen (Frijolen) absticht.

Dieser freie, ebene Boden ist nicht sehr umfangreich. Der Chapparal mit seinem dornigen Dickicht von Acazien, Mimosen, Ingas und Robinias — ein förmliches Labyrinth von Gemüsebäumen — umsäumt ihn, und der Rand dieses Dschungels ist so nahe, daß ich sein Unterholz von stammlosen Sabalpalmen und Bromelias unterscheiden kann, während die von der Sonne verbrannten scharlachnen Blätter der Pita-Pflanze in der Ferne leuchten, wie feurige Schranken.

Diese Nähe des Waldes an der kleinen Pueblita verräth die Trägheit der Einwohner, vielleicht aber auch nicht. Man muß bedenken, daß diese Leute

keine Ackerbauer, sondern Vaqueros oder Hirten sind und daß die Lichtungen und Oeffnungen jenes dichten Chapparal mit Heerden wilder spanischer Rinder und kleiner spitzohriger andalusischer Pferde bedeckt sind.

Die Thatsache einer so geringen Bodenkultur stellt die Existenz eines gewissen Gewerbfleißes von Seiten der Dorfbewohner durchaus nicht in Abrede. Die Viehweide ist ihre Beschäftigung, nicht der Ackerbau; von letzterem nur so viel, als nöthig ist, um Mais zu ihren Tortillas, Chilé, um sie damit zu würzen, und schwarze Bohnen zur Vervollständigung der Mahlzeit zu erhalten.

Diese drei Artikel machen mit dem Fleische ihrer halbwilden Rinder die Hauptnahrungsmittel in ganz Mexiko aus.

Was das Trinken betrifft, so findet der Bewohner des hohen Tafellandes sein Lieblingsgetränk — den Nebenbuhler des Champagners — in dem Marke der riesigen Aloë — während der des tropischen Küstenlandes sich mit dem Safte eines anderen Baumes, der Acrocomiapalme, erfrischt.

Vielfach begünstigtes Land! Ceres liebt Dich und Bacchus auch. Gegen Deine Felder sind der Gott sowohl als auch die Göttin sehr freigebig gewesen. Speise und Trank ist von Dir unter sehr leichten Bedingungen zu erhalten.

Ach, wie in allen anderen Ländern — ein einziges ausgenommen — sind die göttlichen Absichten der Natur durch die Böswilligkeit des Menschen vereitelt worden. Auch auf Deiner Schönheit ruht der Giftthau des Despotismus!

Warum drängen sich diese Leute so an einander und leben in Städten und Dörfern wie in wimmelnden Bienenstöcken? Hirten, sollte man meinen, müßten in Folge ihrer Beschäftigung weit umhergestreut wohnen. Ueberdies scheint ein fortwährend heiterer Himmel, ein gesundes Klima und die malerische Landschaft zum Landleben einzuladen, und dennoch bin ich Stunden weit geritten und habe eine Reihe herrlicher Landschaften vor meinen Augen aufsteigen sehen, denen es allen an dem Einen fehlte, was ein ländliches Gemälde erst vollkommen macht — an dem Hause — der Wohnung des Menschen!

Städte giebt es und in langen Zwischenräumen die umfangreiche, wie eine Festung mit Mauern umgebene Hacienda des reichen Grundeigenthümers; wo aber sind die Ranchos, die Wohnungen des gemeinen Volkes?

Die Trümmer von Vielen habe ich freilich bemerkt, und dies erklärt das Räthsel.

Ich entsinne mich, daß ich jetzt an der Grenze bin, daß seit Jahren die Ufer des Rio Bravo von

seinem Ursprunge an bis zum Meere der Schauplatz von Feindseligkeiten gewesen sind — eine Kriegsgrenze von beinahe 1500 Meilen Länge.

Mancher blutige Kampf hat hier stattgefunden — und findet noch statt — zwischen den Arabern der amerikanischen Wüste — den berittenen Indianern und den bleichen Nachkommen des Spaniers.

Deßhalb existiren die Ranchos nur in Trümmern, deßhalb sind die Haciendas mit Schießscharten versehen und das gemeine Volk in Mauern eingepfercht. Der Zustand des mittelalterlichen Europa findet sich jetzt im freien Amerika, an den Ufern des Rio Bravo del Norte.

Beinahe eine Meile entfernt, bemerke ich, wenn ich nach Westen schaue, den Schimmer von Wasser. Es ist eine gerade Strecke des großen Flusses, welcher in dem Glanze der untergehenden Sonne schimmert. Der Fluß macht an diesem Punkte eine Krümmung und der Gipfel eines halb vom Flusse umgürteten, sanft ansteigenden Hügels wird von den niedrigen weißen Mauern einer Hacienda gekrönt.

Obschon nur ein Stockwerk hoch, scheint diese Hacienda nach ihrem Umfange und dem Style ihrer Architektur ein herrlicher Stammsitz zu sein.

Sie hat, wie alle Häuser dieser Art, ein flaches Dach, die Brustwehr desselben aber ist gezackt und kleine Zierthürmchen über den Ecken und dem großen Thorwege bringen einige Abwechselung in die Eintönigkeit der Umrisse.

Ein größerer Thurm, der Glockenthurm, zeigt sich im Hintergrunde; denn die mexikanische Hacienda ist gewöhnlich mit ihrer kleinen Capilla zum bequemen Gottesdienste für ihre Leute versehen.

Die Embleme der Religion, so wie sie nun ist, finden sich in dem ganzen Lande sehr zahlreich. Der Schimmer von Glas hinter den eisernen Gittern bringt einigermaßen Abwechselung in das gefängnißähnliche Ansehen, welches mexikanische Landhäuser charakterisirt. Eine fernerweite angenehme Abwechselung gewährt das grüne Laubwerk, welches sich über der Brustwehr zeigt. Formen tropischer Vegetation ragen über die Mauer empor, unter anderen auch die anmuthig gekrümmten Blätter einer Palme.

Es muß dies aber eine hier nicht heimische sein; denn, obschon die untere Hälfte des Rio Bravo innerhalb der Zone der Palmen liegt, so sind doch die Gattungen, welche so weit nördlich wohnen, ausschließlich Fächerpalmen — Chamärops und Sabal.

Diese jedoch ist von ganz verschiedener Form

und hat federbuschartige, zugespitzte Blätter oder Aeste, nach Art der Kokos-, Euterpe- oder Phönixpalme.

Ich bemerke dies nicht als eine botanische Curiosität; sondern weil das Vorhandensein dieser exotischen Palme eine gewisse Bedeutung hat. Es beleuchtet einen Punkt in dem Charakter des Mannes — oder auch des Weibes, welches an diesem Orte herrscht. Ohne Zweifel ist ein schöner Garten auf der Azotea — vielleicht ein schönes Wesen unter ihren Blumen! Angenehme Gedanken steigen auf — Vermuthungen und Hoffnungen — ich sehne mich, jenen sanft ansteigenden Hügel zu erklettern, jenes prachtvolle Herrenhaus zu betreten, und mich immer noch sehnend, schaue ich hin.

Der Klang eines Hornes mahnt mich an meine Pflichten. Es ist nur ein Stallsignal, aber es hat jene süßen Gedanken aus meinem Sinne verscheucht, und meine Augen wenden sich ab von dem schönen Herrenhause und ruhen auf der Plazza der Pueblita. Hier bietet sich ihnen ein ganz verschiedener Anblick dar.

Drittes Kapitel.

Die Tirailleurs auf Piket.

Das Centrum der Plazza bietet einen hervorragenden Punkt in dem Gemälde dar. Hier gewährt der Brunnen — el poso — mit seinem gigantischen Rade, seinem ungeheuern ledernen Gurt und Eimern, seinem Trog von verkittetem Steinwerk, einen orientalischen Anblick.

In der That, es ist das persische Rad! Es dünkt dies einem nordischen Auge sonderbar, ganz besonders ein solches Bauwerk in diesem westlichen Lande zu finden.

Die Erklärung aber ist leicht. Jene Idee ist aus Egypten die Südküsten des mittelländischen Meeres entlang gekommen. Mit den Mauren passirte sie die Meerenge von Gibraltar, und der Spanier hat sie über das atlantische Meer geführt.

Der Bibelleser wird zu mancher ihm wohlbekannten Stelle in den Gebräuchen und Sitten Mexiko's einen Beleg finden. Der Genius des Arabers hat für das Gehirn des Azteken manchen Gedanken geformt!

Mein Auge ruht nicht lange auf dem persischen Rade, sondern wendet sich ab, um die Scene thätigen Lebens zu schauen, welche rund herum vor sich geht.

Gestalten, und zwar sehr mannigfache bewegen, sich hier.

Mit lautlosem Schritt und argwöhnischem Blicke, während die weiten Calzoneros um die Knöchel klatschen, Arme und Schultern in dem buntscheckigen Serape stecken und der schwarze breitkrämpige Hut das dunkle Gesicht noch mehr verfinstert — geht der Poblano, der Bewohner der Backsteinhütte, einher. Er meidet die Mitte der Plazza und hält sich rund an den Mauern, von Zeit zu Zeit aber wendet er mit einem Blicke von Wildheit und zugleich Furcht seine Augen nach dem Brunnen. Er erreicht eine Thür — sie wird lautlos von einer Hand im Innern geöffnet. Er tritt schnell ein und scheint froh zu sein, daß ihn Niemand mehr sieht. Nicht lange nachher sehe ich sein dunkles Gesicht undeutlich hinter den Gitterstangen des Fensters.

In fernen Winkeln sehe ich kleine Gruppen derselben Menschenklasse — alle gleichförmig Calzoneros, gestreifte Ueberwürfe und Wachstuchhüte tragend, alle wie er Unruhe und Befangenheit verrathend. Sie gestikuliren, ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, nur wenig und besprechen sich nur flüsternd oder leise murmelnd. Ungewöhnliche Umstände umgeben sie.

Die Frauen sind größtentheils in den Häusern. Einige wenige von der ärmern Klasse — von reiner indischer Abstammung — sitzen auf der Plazza. Es sind Hökerinnen und ihre Waaren liegen vor ihnen auf einer Decke von dünnen Palmblättern — petaté — ausgebreitet, während eine zweite, ähnliche, wie ein Regenschirm durch einen Stecken gestützt, sie und ihre Waaren gegen die Sonne schützt.

Ihre gefärbten wollenen Kleider, ihre kahlen Köpfe, ihr grobes schwarzes Haar, mit scharlachrothen wollenen Streifen durchflochten, giebt ihnen etwas Zigeunerartiges.

Sie scheinen auch in der That so frei von Sorgen zu sein, als die Zingali selbst. Sie lachen und schwatzen und zeigen ihre weißen Zähne den ganzen Tag und fordern jeden Hinzukommenden auf, ihnen ihre Früchte und Gemüse, ihre Pinole, Atole, und ihr agua dulce abzukaufen. Ihre durchaus

nicht unmusikalischen Stimmen schlagen angenehm an das Ohr.

Dann und wann trippelt ein junges Mädchen mit ihrer rothen Olla auf dem Kopfe leichtfüßig über die Plazza auf den Brunnen zu. Vielleicht ist sie eine Poblana, eine der Schönen des Dorfes, in kurzem, buntem Rocke, gesticktem Hemd ohne Aermel, mit kleinen Atlaspantoffeln an den Füßen, während Kopf, Schultern und Busen in den blaugrauen Reboso gehüllt, Arme und Knöchel aber nackt sind.

Von diesen Mädchen sieht man mehrere hin- und hergehen. Sie scheinen weniger ängstlich zu sein als die Männer. Sie lächeln sogar dann und wann und antworten auf die plumpen Scherze, welche die seltsamen Fremdlinge um den Brunnen herum in einer unbekannten Sprache machen.

Die mexikanischen Frauen sind eben so beherzt als liebenswürdig. Als Race ist ihre Schönheit unbestreitbar.

Aber wer sind diese Fremdlinge?

Sie gehören nicht diesem Orte an, dies ist klar, und eben so klar ist, daß sie für Die, welche diesem Orte angehören, ein Gegenstand der Furcht sind. Gegenwärtig sind sie hier die Herren. Ihre Anzahl, ihr stolzes, zuversichtliches, prahlendes Wesen und

der kecke, laute Ton ihrer Unterhaltung bestätigen, daß sie Herren des Bodens sind.

Wer sind sie?

Seltsam habe ich sie genannt und das Wort ist hier in seiner vollen Bedeutung zu nehmen, denn Menschen von seltsamerem Aussehen waren nie auf einer mexikanischen Plazza oder sonst wo versammelt.

Es sind ihrer achtzig Mann, und wenn nicht jeder von ihnen eine Jagdbüchse in der Hand, ein Messer im Gürtel und ein Pistol am Schenkel trüge, so könnte man zwischen beliebig zweien von ihnen auch nicht die mindeste Aehnlichkeit entdecken. Ihre Waffen sind das Einzige an ihnen, was Uniformität und einen gewissen Grad von Organisation verräth.

Im Uebrigen sind sie einander so unähnlich als die verschiedenen Formen und Farben von grobem Tuch, Wollenzeug, Cotonnade, bunten Decken u. s. w. sie machen kann.

Sie tragen Mützen von Waschbären-, Katzen- und Eichhörnchenfell, Hüte von Biber, Filz, Wachstuch, Wolle und Palmetto, von jeder nur erdenklichen Form. Selbst von dem modernen Ungeheuer — dem seidenen „Deckel" — sieht man einige Exemplare, obschon furchtbar mitgenommen und zerknittert.

Hier giebt es Röcke von Tuch, aber ihrer sind wenige

an der Zahl und sehr abgetragen. Zahlreich dagegen sind die Kleider von Kentucky-Jeans oder blaugrauem oder kupferfarbenem Negertuch und himmelblauer Cotonnade.

Einige tragen Röcke, die aus grünen, Andere, die aus blauen und Einige solche, die aus scharlachrothen Decken gefertigt sind.

Es giebt Jagdblousen von gegerbtem Rehleder mit gefälteltem Schooß und mit Perlen und Stickerei verzierter Kapuze — das beliebte Costüm des Hinterwäldler-Jägers. Andere sind wiederum von ächt indianischem Schnitt — nur am Halse offen und lose herabhängend oder mit einem Gürtel um die Taille befestigt — demselben Gürtel, in welchem Messer und Pistol steckt.

Auch Tuchjacken sieht man, so wie sie von Matrosen getragen werden — und andere von himmelblauer Cotonnade — das Costüm des Creolen von Louisiana; einige von rothbraunem Leder — die Jaqueta des spanischen Amerikaners und noch eine andere Façon, den dicht anliegenden gestickten Spencer des mexikanischen Ranchero.

Einige Schultern sind mit Serapés, und einige mit der anmuthigeren und togaähnlichen Manga bedeckt. Man blicke aber tiefer herunter und betrachte die Beine dieser buntscheckigen Schaar, denn

die Bedeckung dieser ist nicht weniger mannigfaltig, als ihre Obergewänder. Man sieht Hüllen von grobem Tuch, Flanell und Fries. Diese sind blau, scharlachroth und grün. Man sieht Gamaschen von roher Thierhaut und Buckskin, Stiefel von Roßleder, welche bis an die Schenkel emporreichen, Niggerstiefeln von noch gröberer Arbeit, unter welchen die langen Beinkleider mittelst Stege befestigt sind, Brogans von ungefärbtem Kalbleder und Moccasins von verschiedenem Schnitt, welche die Mode mehr als eines Indianerstammes verrathen.

Man sieht hier Beine in Calzoneros steckend und andere in den schweren ledernen Botas des mexikanischen Reiters, welche den Beinschienen eines geharnischten Ritters der Vorzeit gleichen.

Die Fersen Aller sind bewaffnet, obschon diese Armatur eben so verschieden ist als das Costüm. Man sieht Sporen von Silber und Stahl, einige plattirt und andere, deren Plattirung schon abgenutzt ist; einige mit Riemen und andere in den Absatz des Stiefels eingeschraubte; einige sind leicht mit kleinen Rädern und niedlichen Zähnen, während andere, die schweren mexikanischen Sporen, mehrere Pfund wiegen, mit Rädern von fünf Zoll Durchmesser und Zähnen, womit man die Rippen eines

Pferdes durchstoßen könnte — grausame Waffen des mexikanischen Cavallero.

Aber diese Sporen, diese Botas und Calzoneros, diese Mangas und Serapes werden nicht von Mexikanern getragen.

Ihre gegenwärtigen Träger sind Männer von verschiedener Abstammung. Die meisten dieser langen, kräftigen Leute sind das Product der Maispflanze von Kentucky und Tennessee oder des Buchweizens und Schweinefleisches der fruchtbaren Niederungen von Ohio, Indiana und des Illinois.

Es sind die Squatter und Jäger der Hinterwäldler, die Farmer der großen westlichen Abhänge des Alleghanygebirges, die Bootsmänner des Missisippi, die Ansiedler von Arkansas und Missouri, die Trapper des Prairielandes, die Reisenden des Seenlandes, die jungen Pflanzer der südlichen Staaten, die französischen Creolen von Louisiana, die abenteuerlustigen Ansiedler von Texas, und hier und da ein flotter Elegant aus einer der größern Städte des großen Westen.

Ja, und auch noch von anderer Herkunft giebt es Individuen unter dieser gemischten Schaar. Ich erkenne den teutonischen Typus, das blonde Haar und den weißlich gelben Schnurrbart des Deutschen, den rothwangigen Engländer, den gesetzten Schotten

und seinen Gegensatz, den lärmenden Irländer, beide gleich tapfer. Ich sehe den gewandten, flinken Franzosen, welcher fortwährend lacht und schwatzt, den handfesten, wehrhaften Schweizer und den bärtigen Verbannten Polens — finster, düster und schweigsam.

Welch' ein Studium für einen Ethnologen ist diese Schaar seltsam aussehender Menschen! Wer sind sie?

Du hast schon drei Mal diese Frage gethan. Ich beantworte sie. Es ist ein Corps Scharfschützen, Tirailleurs oder Plänkler — eine Guerilla der amerikanischen Armee.

Und wer bin ich? Ihr Hauptmann — ihr Anführer.

Ja, ich bin der Anführer dieser seltsamen Mannschaft und trotz ihres buntscheckigen Aussehens behaupte ich doch, daß weder in Europa noch sonstwo in Amerika, nirgends weiter auf der großen Oberfläche des Erdballs eine Schaar von gleicher Anzahl zu finden ist, die es an Kraft, Verwegenheit und kriegerischer Intelligenz mit ihnen aufnähme. Viele von ihnen haben die Hälfte ihres Lebens in der witzigenden Praxis des Grenzkrieges, des indischen oder mexikanischen, zugebracht — und von diesen haben die Andern gelernt. Viele sind Leute von

guter Geburt und Erziehung, denen aber das Glück nicht gelächelt hat. Einige sind Desperados innerhalb des Bereichs des civilisirten Lebens und einige Wenige vielleicht Geächtete außerhalb desselben gewesen — schlechte Elemente, wenn es gilt zu kolonisiren, aber nicht so schlecht, wenn man auf Eroberung ausgeht.

So rauh und abstoßend die äußere Erscheinung dieses Corps ist, so bin ich doch stolz, sagen zu können, daß es von einem hohen Gefühl der Ehre beseelt ist, von einem höhern vielleicht als man es bei der auserlesenen Leibgarde eines Kaisers antrifft.

Allerdings scheinen sie roh und gewissenlos, ja, ich möchte sagen furchtbar zu sein, denn die meisten von ihnen mit ihren langen Bärten, verwitterten Gesichtern, herabgekrämpten Hüten und sonderbaren Kleidern, mit Messer, Pistolen, Pulverhorn und Kugeltasche umgürtet — bieten einen solchen Anblick dar, daß man ihnen Unrecht thun würde, wenn man sie für Das nehmen wollte, was ihr Aussehen vermuthen läßt.

Wenige von ihnen sind die ächten Banditen, deren Zweck Plünderung ist. Manches edle Herz schlägt unter einer rauhen Außenseite — manches wahrhaft menschenfreundliche. Es giebt Herzen unter dieser Schaar, welche vom Hochgefühle des Pa-

triotismus schlagen; Einige werden von einem noch edlern Impulse geleitet, von dem Wunsche, das Reich der Freiheit zu erweitern; noch Andere allerdings dürsten nur nach Rache.

Diese Letztern sind größtentheils Texaner, welche einen durch mexikanische Verrätherei gefallenen Freund oder Bruder betrauern. Sie haben die feige Ermordung Goliads nicht vergessen und sie denken noch des Blutbades am Alamo.

Vielleicht habe von der ganzen Schaar ich allein keinen Grund, hier zu sein, und wenn ich einen habe, so ist es ein geringfügiger — kaum so edel als Rache. Der blose Zufall, die Liebe zu Abenteuern und Aufregung, vielleicht eine thörichte Sucht nach Ansehen und Ruhm — dies ist die ganze Entschuldigung, die ich vorzubringen weiß, wenn man mich fragt, weßhalb ich mich an diesen Vorgängen betheiligte.

Ich bin ein armer Abenteurer, ohne Freunde, ohne Heimath, ohne Vaterland — denn mein Geburtsland ist keine Nation mehr — und mein Herz wird nicht von einem einzigen Schlage des Patriotismus erheitert. Ich habe kein persönliches Unrecht zu rächen, und keine gemeine Sache, kein Vaterland, für welches ich kämpfte.

Während der Zwischenräume der Unthätigkeit

drängen sich diese Gedanken mir fortwährend auf und berühren mich schmerzlich.

* *
*

Die Leute haben auf dem eingehegten Platze, welcher die Kirche umgiebt, ihre Pferde an Pfähle angebunden, Einige auch an Bäume oder an die Fenstergitterstange.

Diese Thiere sind eben so wie ihre Reiter eine buntgemischte Gruppe, verschieden an Größe, Farbe und Race. Der starke, feurige Hengst von Kentucky und Tennessee, der leichte Paßgänger von Louisiana, das Berberroß und sein Nachkomme, der „Mustang", der noch vor wenigen Wochen wild auf den Prairieen herumgaloppirte — alle kann man hier sehen.

Auch Maulthiere giebt es von zwei verschiedenen Racen — das große, starke Maulthier von Nordamerika und die kleinere und munterere Gattung, die hierorts heimisch ist.

Mein Rappe mit seiner schöngeformten hellfarbenen Schnauze steht neben dem Brunnen auf der Mitte der Plazza. Mein Auge schweift mit einem gewissen Ergötzen über die ovalen Umrisse seines Körpers. Wie stolz biegt er seinen Schwanenhals und schlägt mit verstelltem Zorne den Staub in die Höhe! Er weiß, daß meine Augen auf ihm weilen.

* *
*

Wir sind kaum erst eine Stunde in der Rancheria. Wir sind hier vollkommen fremd. Wir sind die erste amerikanische Truppe, welche die Einwohner gesehen, obschon der Krieg schon seit einigen Monaten weiter unten am Flusse geführt worden ist. Wir sind hier auf Piket commandirt und beordert, das umliegende Land so weit als es sicher ist zu durchstreifen. Der Zweck unserer Sendung ist nicht sowohl, uns gegen einen Ueberfall von unserm mexikanischen Feinde, der nicht auf dieser Seite ist, zu decken, als vielmehr sie, die Mexikaner, vor einem andern Feinde zu schützen, welcher der Feind von uns Beiden ist — den Comanches!

Diese indianischen Ismaeliten sind, wie das Gerücht behauptet, auf der Kriegsfährte und haben eine förmliche Armee im Felde. Man sagt, sie fouragiren weiter hinauf am Flusse, wo sie nach Gutdünken schalten und walten und so eben eine Niederlassung geplündert, die Männer nach ihrer Gewohnheit niedergemetzelt und die Frauen, Kinder und das Vieh fortgeführt haben

Wir kamen hierher, um die Mexikaner zu besiegen, aber wir müssen sie auch schützen, während wir sie besiegen! Cosas de Mexico!

Viertes Kapitel.

Eine Gefangennehmung.

Ich dachte eben noch nach über den eigenthümlichen Charakter dieses dreieckigen Krieges, als meine Betrachtungen durch die Hufschläge eines Pferdes gestört wurden. Das Getöse kam aus der Ferne — außerhalb des Dorfes — die Hufschläge waren die eines Pferdes in vollem Galopp.

Ich schritt rasch über die Azotea und schauete über die Brustwehr, in der Hoffnung, den raschen Reiter zu erblicken. Ich täuschte mich auch nicht — die Straße und der Reiter waren mir vollkommen sichtbar.

In dem Letztern sah ich einen sehr malerischen Gegenstand. Er schien ein sehr junger Mann zu sein — ohne allen Bart, aber von ganz besonders schönen Gesichtszügen. Sein Teint war dunkel, fast

braun, aber selbst aus der Entfernung von zweihundert Schritt sah ich das Blitzen eines edeln Auges und die dunkle Röthe der Wange.

Seine Schultern waren mit einer scharlachnen Manga bedeckt, welche rückwärts über die Hüften seines Pferdes fiel, und auf dem Kopfe trug er einen leichten Sombrero mit Goldband und Quaste.

Das Pferd war ein kleiner, aber fein und ebenmäßig gebaueter Mustang, gefleckt wie ein Jaguar auf hellgelber Grundfarbe — ein ächter Andalusier.

Der Reiter galoppirte ohne Furcht vor dem vor ihm liegenden Terrain. Zufällig hob er seine Augen bis zu der Azotea empor, auf welcher ich stand. Meine Uniform und das Funkeln meiner Waffen machte ihn stutzig, und rasch wie ein Gedanke und wie von unwillkürlichem Instinkte getrieben, hielt er seinen Mustang an, daß der volle Schweif desselben sich auf dem Staube des Weges zusammenringelte.

In diesem Augenblicke geschah es, daß ich die eigenthümliche Erscheinung sowohl des Rosses als des Reiters bemerkte.

Gerade als ich noch so meinen Blick auf ihn gerichtet hielt, sprang der Scharfschütz, der auf dieser Seite des Dorfes auf Vorposten stand, aus seinem Verstecke hervor und rief den Reiter an.

Der Anruf blieb unbeachtet. Ein zweiter Ruck

des Zügels drehete den Mustang herum wie auf einem Zapfen, und den nächsten Augenblick setzte das Thier, von dem Sporn angetrieben, sich wieder in Galopp.

Der Reiter kehrte aber nicht auf demselben Wege zurück, sondern schlug eine neue Richtung in fast rechtem Winkel mit seiner ersten ein. Eine Büchsenkugel würde hinter ihm dreingefolgt sein und höchst wahrscheinlich dem Leben entweder des Rosses oder des Reiters ein Ende gemacht haben, wenn ich nicht noch gerade zur rechten Zeit dem Vorposten zugerufen hätte, daß er nicht schießen solle.

Es war mir ein Gedanke eingekommen. Das Wild war ein zu schönes und zu edles, um durch eine Kugel niedergestreckt zu werden. Es war eine Jagd und eine Gefangennehmung werth.

Mein Pferd stand an dem Wassertroge. Ich hatte bemerkt, daß es noch nicht abgesattelt war, und auch der Zügel war noch nicht abgenommen.

Es war von dem raschen Morgenritte warm geworden, und ich hatte daher meinem schwarzen Reitknechte befohlen, es etwa eine Stunde langsam hin und her zu führen, ehe er es zum Wasser ließe.

Ich nahm mir nicht erst Zeit, die Escalera hinabzugehen. Ich sprang auf das Geländer des Daches und von diesem hinunter auf die Plazza. Mein Reitknecht, der meine Absicht errieth, kam mir

die Hälfte des Weges mit dem Pferde entgegen. Ich faßte die Zügel und schwang mich in den Sattel. Mehrere der behendesten Scharfschützen folgten meinem Beispiele, und als ich die schmale Gasse hinunter galoppirte, welche aus der Rancheria hinausführte, hörte ich an den schallenden Hufschlägen, daß wenigstens ein halbes Dutzend hinter mir herkamen.

Es lag mir daran weiter Nichts, denn dem jungen Menschen, auf den wir Jagd zu machen gedachten, war ich ganz gewiß auch allein gewachsen. Ueberdies wußte ich, daß Schnelligkeit in diesem Augenblicke von größerer Wichtigkeit war als Stärke, und daß, wenn das getigerte Pferd eben so viel Ausdauer hatte als es augenscheinlich Schnelligkeit besaß, sein Reiter und ich am Ende es doch mit einander allein auszumachen haben würden. Ich wußte, daß alle Pferde meines Trupp weniger rasch waren als das meine, und nach den halb Dutzend Sprüngen, die ich von dem Mustang mit angesehen, war ich überzeugt, daß es nur mir beschieden sein würde, ihn einzuholen.

Mein Sprung von dem Dache herab und in den Sattel hinauf hatte kaum zwei Minuten Zeit weggenommen, und binnen abermals zwei Minuten hatte ich die Häuser hinter mir und jagte querfeldein dem scharlachnen Reiter nach.

Seine Absicht war augenscheinlich, um das Dorf herumzureiten und die Reise fortzusetzen, welche unsere Anwesenheit so plötzlich unterbrochen hatte.

Die Jagd ging durch ein Milpas- oder Maisfeld. Mein Pferd sank tief in die lockere Erde hinein, während der leichtere Mustang darüber hinwegsprang, wie ein Haase.

Ich blieb immer weiter zurück. Schon begann ich zu fürchten, daß er mir entwischen würde, als ich plötzlich sah, daß sein Lauf durch eine Reihe Maguey's gehemmt ward, die sich der Quere nach rechts und links hinzogen. Die Pflanzen waren von üppigem Wuchse, acht oder zehn Fuß hoch und standen so, daß ihre riesigen hakenförmigen Blätter sich durch einander verketteten und auf diese Weise einen natürlichen spanischen Reiter bildeten.

Diese Schranke schien auf den ersten Blick weder für Mann noch für Roß passirbar.

Der Mexikaner machte gezwungen Halt. Er wendete sich, um daran entlang zu reiten, als er bemerkte, daß ich sofort die Diagonale einschlug und auf diese Weise nicht verfehlen konnte, ihm voraus zu kommen. Mit raschem Ruck des Zügels warf er das Pferd wieder herum, gab ihm die Sporen und sprengte mitten durch die Maguey's hindurch.

Im nächsten Augenblicke waren Roß und Reiter

meinen Blicken entschwunden; als ich aber zur Stelle gelangte, hörte ich die dichten Halme unter den Hufen des Mustang knistern.

Es war keine Zeit zu langem Nachdenken. Entweder mußte ich folgen oder die Jagd aufgeben.

Von letzterer Alternative konnte keine Rede sein. Es galt meine Ehre, mein Roß war einmal im Feuer, und ohne Halt zu machen saus'ten wir durch die Maguey's hindurch.

Zerrissen und blutend kamen wir auf der andern Seite wieder heraus, und ich bemerkte zu meiner Freude, daß ich bessere Zeit gemacht hatte, als der rothe Reiter vor mir, denn sein Halt hatte die Entfernung zwischen uns vermindert.

Aber noch ein zweites Milpas-Feld war zu passiren, und er gewann wieder einen größern Vorsprung, als wir über das schwierige Terrain hingaloppirten.

Als wir beinahe durch das Feld hindurch waren, sah ich etwas Glänzendes vor uns — es war Wasser, ein breiter Kanal oder Graben, eine Zequia zum Bewässern des Feldes.

Eben so wie die Maguey's zog dieser Kanal sich quer vor unserer Bahn vorüber.

„Hier kann er nicht weiter," dachte ich. „Er muß sich rechts oder links wenden und dann — "

Meine Gedanken wurden unterbrochen. Anstatt sich rechts oder links zu wenden, sprengte der Mexikaner gerade auf die Zequia los, das edle Thier stieg empor, als wenn es Flügel hätte, und setzte über den Kanal hinweg.

Ich hatte keine Zeit, diese großartige Leistung zu bewundern. Ich beeilte mich, sie nachzuahmen, und drauf los galoppirend setzte ich zum Sprunge an.

Mein braves Roß bedurfte weder Peitsche noch Sporen. Es hatte das andere die Zequia überspringen sehen und wußte, was von ihm erwartet ward. Mit einem gewaltigen Satze flog es hinüber, mehrere Fuß weiter als die Breite des Kanals verlangte, und dann streckte es, als ob es entschlossen wäre, die Sache zu Ende zu bringen, den Kopf vorwärts und galoppirte mit ächter Rennbahngeschwindigkeit weiter.

Eine breite grasige Ebene — eine Savanna — lag vor uns, und die Hufe beider Pferde, des Verfolgenden und des Verfolgten, klangen jetzt auf hartem Rasen. Der noch übrige Theil der Jagd wäre eine einfache Geschwindigkeitsprobe gewesen und ich war überzeugt, den Mustang einzuholen, ehe er den entgegengesetzten Rand erreichen würde, als sich ein neues Hinderniß darbot.

Eine ungeheure Heerde von Rindern und Pfer-

den war über die Savanna ihrem ganzen Umfange nach umhergestreut. Diese durch unsern wilden Galopp erschreckten Thiere warfen die Köpfe empor und rannten erschrocken nach allen Richtungen hin, und sehr häufig uns gerade in den Weg.

Mehr als ein Mal mußte ich den Zügel anziehen, um nicht von einem grimmigen Stier oder einem langhörnigen, schwerfälligen Ochsen über den Haufen gerannt zu werden, und mehr als ein Mal war ich gezwungen, einen Bogen zu machen. Was mich am meisten ärgerte, war, daß bei diesem Zickzackrennen der Mustang vielleicht aus Uebung den Vortheil hatte und, so lange dieses Rennen dauerte, wieder an Vorsprung gewann. Endlich hatten wir die Heerde hinter uns, zu meinem Verdrusse aber bemerkte ich, daß wir auch beinahe über die Ebene hinüber waren. Als ich vorwärts blickte, sah ich den Chapparal in der Nähe, mit höheren Bäumen darüber hervorragend, und jenseits sah ich einen sanft ansteigenden Hügel mit weißen Mauern auf dem Gipfel. Es war die schon erwähnte Hazienda und wir ritten gerade auf sie zu.

Ich ward nun allmählig unruhig in Bezug auf den Ausgang. Erreichte der Reiter das Dickicht, so konnte ich fast gewiß sein, daß er mir entschlüpfte.

Aber ich wagte nicht, mir ihn entschlüpfen zu

lassen. Was mußten meine Leute sagen, wenn ich ohne ihn zurückkam? Ich hatte dem Vorposten verboten, Feuer zu geben und auf diese Weise vielleicht einen Spion, vielleicht eine wichtige Person entrinnen lassen.

Seine verzweifelten Anstrengungen, davon zu kommen, bestärkten mich in der Vermuthung, daß er eins oder das andere sei.

Er mußte gefangen genommen werden.

Von dem Impulse erneueter Entschlossenheit getrieben, stachelte ich die Flanken meines Pferdes noch tiefer. Es wußte, was verlangt ward, und that sein Aeußerstes. Es waren keine Viehheerden und auch kein anderes Hinderniß mehr da, und seine überlegene Geschwindigkeit verminderte bald die Entfernung zwischen ihm und dem Mustang. Noch zehn Secunden und die Sache mußte entschieden sein.

Die zehn Secunden verflogen. Ich fühlte, daß ich innerhalb Schußweite war, und zog mein Pistol aus der Holfter.

„Alto! o yo tiro!“ (halt oder ich gebe Feuer!) rief ich laut.

Es erfolgte keine Antwort; der Mustang galoppirte immer weiter.

„Halt!“ rief ich nochmals, abgeneigt, einen

Mitmenschen um's Leben zu bringen. „Halt! oder Ihr seid ein Kind des Todes!"

Wieder erfolgte keine Antwort.

Ich war kaum noch zehn Schritt hinter dem Mexikaner, und da ich gerade hinter ihm ritt, so hätte ich ihm eine Kugel in den Rücken schießen können.

Ein geheimer Instinkt hielt mich zurück. Es war theils, wenn auch nicht ganz, ein Gefühl von Bewunderung, und mein Gemüth ward in dem Augenblicke von einer mir selbst unklaren, nicht zu beschreibenden Idee beherrscht. Mein Finger lag an dem Drücker, aber ich drückte nicht ab.

„Er darf nicht entrinnen! Er nähert sich den Bäumen! er darf nicht in das Dickicht hinein. Ich werde das Pferd lahm schießen."

Ich sah mich nach einer Stelle um, wohin ich zielen sollte. Traf ich es in die Hüften, so konnte es vielleicht immer noch fort. Wo sollte ich also hinschießen?

In diesem Augenblicke machte das Thier wie von eigenem Impulse — vielleicht auch von den Knieen seines Reiters — getrieben eine Schwenkung und galoppirte in einer neuen Richtung davon.

Der Zweck dieses Manövres war, Raum zwischen uns zu bringen. So weit war es erfolgreich,

aber es gewährte mir auch die Gelegenheit, zu zielen, wie ich wünschte, und mein Pistol richtend schickte ich dem Mustang eine Kugel in die Nieren.

Ein einziger Sprung vorwärts war sein letzter, und Roß und Reiter stürzten zu Boden.

In einem Augenblicke hatte Letzterer sich von seinem mit dem Tode ringenden Rosse frei gemacht und stand auf seinen Füßen. In der Meinung, er werde immer noch versuchen, in das Dickicht zu entkommen, sprengte ich mit dem Pistol in der Hand vorwärts und zielte ihm nach dem Kopfe.

Er hatte aber keine Absicht, weder noch weiter zu fliehen noch sich zur Wehre zu setzen, sondern der Mündung meines Pistols gegenübertretend und mir voll in's Gesicht schauend, sagte er mit vollkommen kaltblütiger Miene:

„Non matame, cavallero! Soy muger!“ (Tödtet mich nicht, Herr; ich bin ein Mädchen!)

Fünftes Kapitel.

Meine Gefangene.

„Tödtet mich nicht, Herr; ich bin ein Mädchen!“

Diese Erklärung überraschte mich kaum; ich war halb darauf vorbereitet. Während unsers wilden Galopps hatte ich einige Umstände bemerkt, welche mich auf die Vermuthung brachten, daß der Spion, den ich verfolgte, ein Frauenzimmer sei.

Als der Mustang über die Zequia setzte, flog die wallende Manga in die Höhe und hing einige Augenblicke lang in der Luft ausgebreitet. Ein Sammetleibchen unter derselben, ein tunikaähnlicher Rock, die Tournüre der ganzen Form, alles Dies kam mir an einem Cavallero, wie reich und jung derselbe auch gewesen wäre, ziemlich eigenthümlich vor.

Die Beine konnte ich nicht sehen, denn die ziegenledernen Armas de Agua waren darüber gezogen, wohl aber erblickte ich einen goldenen Sporn und den Absatz eines winzigkleinen rothen Stiefels, an den er befestigt war.

Auch das zusammengebundene Haar löſ'te sich durch die heftige Bewegung und ruhete in zwei dicken, ein wenig in Unordnung gerathenen Flechten auf der Kruppe des Pferdes. Mit dem Haar eines jungen Indianers hätte dies allerdings auch der Fall sein können, aber seine Flechten wären kohlschwarz und grob gewesen, während die, welche ich hier vor mir sah, weich, seiden und nußbraun waren.

Weder die Art des Reitens à la Duchesse de Berri — noch das männliche Costüm von Manga und Hut hielt mich ab, meine Schlüsse zu ziehen. Sowohl diese Reitmethode als auch die Tracht sind den Rancheras von Mexiko eigen. Ueberdies hatte ich, als der Mustang seine letzte Schwenkung machte aus ziemlicher Nähe das Gesicht des Reiters von der Seite gesehen. Die Züge eines Mannes — selbst wenn es der trojanische Schäfer oder Adonis oder Endymion gewesen wäre — konnten unmöglich so herrlich und fein gemeißelt sein, wie diese. Ganz gewiß war es ein Mädchen!

Ihre Erklärung machte natürlich allen meinen

Muthmaßungen sofort ein Ende, setzte mich aber, wie ich schon gesagt, nicht in Erstaunen.

Wohl aber erstaunte ich über Ton und Ausdruck dieser Erklärung. Anstatt im Tone des Schreckens ausgesprochen zu werden, erfolgte sie so kaltblütig, als ob die ganze Sache ein Scherz gewesen wäre. Wehmuth, nicht Bitte war der vorherrschende Ton, der noch fernerweit bestätigt ward, als sie auf den Boden niederknieete, ihre Lippen auf die Schnauze des noch athmenden Mustang drückte und rief:

„Ay-de-mi! pobre yegua! muerte! muerte!“ (Wehe mir! armes Pferd! todt! todt! todt!)

„Ein Mädchen?“ sagte ich mit verstelltem Erstaunen.

Meine Frage blieb unbeachtet. Sie blickte nicht einmal auf.

„Ay-de-mi! pobre yegua! Lola, Lolita!“ wiederholte sie so ruhig, als ob der todte Mustang der einzige Gegenstand ihrer Gedanken und ich, der bewaffnete Mörder, fünfzig Meilen weit entfernt wäre.

„Ihr sagtet, Ihr wäret ein Mädchen?“ fragte ich wieder, und wußte in meiner Verlegenheit kaum was ich sagen sollte.

„Si, senor; nada mas — que quiere V.?“ (Ja, Herr; weiter Nichts — was wollt Ihr?)

Während sie diese Antwort gab, erhob sie sich und stand mir ohne den mindesten Anschein von Furcht gegenüber.

So unerwartet war die Antwort sowohl dem Tone als dem Inhalte nach, daß ich, und wenn es mir das Leben gekostet hätte, mich nicht enthalten konnte, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

„Ihr seid sehr lustig, Herr, mich aber habt Ihr traurig gemacht; Ihr habt meinen Liebling umgebracht!"

Ich werde nicht so leicht den Blick vergessen, welcher diese Worte begleitete. Kummer, Zorn, Verachtung und Trotz lagen in einem und demselben Blicke.

Mein Gelächter verstummte sofort. Ich fühlte mich gedemüthigt in dieser stolzen Gegenwart.

„Senorita," entgegnete ich, „ich bedaure sehr die Nothwendigkeit, in der ich mich befunden habe. Es hätte noch schlimmer ablaufen können."

„Und wie denn, wenn ich fragen darf? — wie so denn noch schlimmer?" fragte sie, mich unterbrechend.

„Meine Kugel hätte Euch selbst treffen können; ich vermuthete aber gleich — "

„Carrambo!" rief sie, mich abermals unterbrechend, „das wäre auch nicht schlimmer gewesen.

Ich habe dieses Thier geliebt wie mein Leben — wie ich meinen Vater liebe — pobre yegua — yeguita — ita — ita!“

Und während sie dies in leidenschaftlichem Tone sagte, bückte sie sich nieder, schlang ihre Arme um den Hals des Mustang und drückte ihre Lippen noch einmal auf seine sammetne Wange. Dann drückte sie ihm sanft die Augen zu, richtete sich gerade empor und stand mit verschränkten Armen da, während sie die leblose Form mit einem wehmüthigen und bittern Ausdrucke des Gesichts betrachtete.

Ich wußte kaum, was ich sagen sollte; ich befand mich meiner schönen Gefangenen gegenüber in arger Verlegenheit. Ich hätte einen Monatsbetrag meiner Gage darum gegeben, wenn ich den getigerten Mustang wieder zum Leben hätte erwecken können.

Da aber hiervon nicht die Rede sein konnte, so dachte ich über ein Mittel nach, der Eigenthümerin irgend einen Ersatz zu gewähren. Ein Geldanerbieten wäre unzart gewesen. Aber was sonst?

Plötzlich fiel mir Etwas ein, was mich aus meiner Verlegenheit zu reißen versprach. Die Begier der reichen Mexikaner, unsere großen amerikanischen Pferde — frisones, wie sie dieselben nennen — zu erlangen, war in der ganzen Armee sehr wohl bekannt. Fabelhafte Preise wurden oft dafür von

diesen Ricos bezahlt, welche sich gern damit auf dem Paseo sehen lassen wollten.

Wir hatten viele gute Halbblutpferde bei unserer Truppe und ich glaubte, daß eins davon selbst einer Dame, die ihr Lieblingsthier verloren, annehmbar sein könnte.

Ich machte das Anerbieten so zart, als ich konnte. Es ward mit Verachtung zurück gewiesen!

„Wie, Sennor!“ rief sie, indem sie mit dem Fuße auf den Boden stampfte, daß die Sporen klirrten — „wie? Mir ein Pferd? — Mira!“ fuhr sie fort, indem sie auf die Ebene zeigte, „schaut einmal dorthin, Sennor. Dort sind tausend Pferde; sie sind mein. Nun kennt Ihr den Werth Eures Anerbietens. Habe ich wohl nöthig, daß man mir ein Pferd schenkt?“

„Aber, Sennorita,“ stammelte ich im Tone der Entschuldigung, „diese Pferde sind von inländischer Race. Das, welches ich Euch anbiete —“

„Ach bah!“ rief sie, mich unterbrechend und auf den Mustang zeigend, „dieses Thier von inländischer Race hätte ich nicht für alle Frisones Eurer ganzen Truppe hingegeben. Nicht eins davon war damit zu vergleichen.“

Eine persönliche Verletzung würde bei mir keinen Widerspruch erweckt haben, dieser Trotz aber

äußerte diese Wirkung. Sie hatte die Saite meiner Eitelkeit berührt — ich möchte fast sagen meiner Neigung. In etwas gereiztem Tone antwortete ich daher:

„Auch nicht eins, Sennorita?“

Ich richtete, während ich dies sagte, meinen Blick auf mein Pferd Moro.

Ihre Augen folgten den meinen, und sie stand einige Augenblicke lang schweigend da und betrachtete es. Ich beobachtete den Ausdruck ihres Auges. Ich sah es von Bewunderung erstrahlen, während es die anmuthigen wellenförmigen Umrisse meines edlen Rosses verfolgte.

Dieses sah in diesem Augenblicke auch wirklich süperb aus. Der rasche Ritt hatte ihm den Schaum aus dem Maule gelockt und einzelne Flocken desselben klebten ihm an Hals und Brust und stachen wunderschön ab von der glänzenden Schwärze seiner Haut. Seine Flanken hoben und senkten sich in regelmäßiger Bewegung, und der Dampf drang ihm aus den blutrothen Nüstern.

Sein Auge sprühte noch und sein Hals war stolz gebogen, als ob es sich seines eben errungenen Triumphes und des Interesses, welches es jetzt erregte, bewußt wäre.

Eine lange Weile stand sie so da, und obschon

sie kein Wort sprach, so bemerkte ich doch, daß sie die Vorzüge des Thieres erkannte.

„Ihr habt Recht, Cavallero," sagte sie endlich nachdenklich; „Euer Pferd ist gut."

Gerade in diesem Augenblicke gingen mir eine Reihe von Gedanken durch den Kopf, welche in mir ein ganz außerordentlich unbehagliches Gefühl erweckten, und ich bedauerte schon, daß ich so beharrlich ihre Aufmerksamkeit auf mein Pferd gelenkt hatte.

Hielt sie mich vielleicht beim Worte und verlangte das Thier? Das war der Gedanke, der mich beunruhigte. Ich hatte ihr nicht jedes beliebige Pferd in meiner Truppe versprochen und Moro hätte ich für ihre ganze Heerde von tausend Stück nicht hingegeben — aber wenn sie nun vielleicht einmal Gefallen daran fand?

Unter den obwaltenden Umständen konnte ich mich kaum weigern — ja, eine Weigerung wäre unter allen Umständen etwas Peinliches gewesen. Ich begann zu fühlen, daß ich Nichts abschlagen konnte. Dieses stolze, schöne Mädchen theilte schon mein Interesse mit Moro.

Meine Stellung war eine sehr delicate. Zum Glück ward ich ihr jedoch durch Etwas entrissen, was unsern Gedanken eine neue Richtung gab. Die

Reiter, welche mir gefolgt waren, kamen in diesem Augenblicke zur Stelle.

Meine Gefangene schien dadurch beunruhigt zu werden, was im Betracht des abenteuerlichen Costüms und des wilden Aussehens dieser Leute auch durchaus nicht zu verwundern war.

Ich befahl ihnen, in ihr Quartier zurückzukehren. Sie betrachteten einen Augenblick lang mit Verwunderung den gestürzten Mustang mit seinem kostbaren blutbefleckten Geschirr, die Reiterin desselben und ihr malerisches Costüm und gehorchten, nachdem sie einige Worte mit einander geflüstert, meinem Befehle.

Ich war mit meiner Gefangenen wieder allein.

Sechstes Kapitel.

Isolina de Vargas.

Sobald die Reiter weit genug fort waren, um uns nicht hören zu können, sagte sie in fragendem Tone:

„Tejanos?“

„Einige davon sind allerdings Texaner, aber nicht Alle.“

„Und Ihr seid ihr Anführer?“

„Ja.“

„Wohl Capitan?“

„Dies ist mein Rang.“

„Und ich, Sennor Capitan, bin wohl Eure Gefangene?“

Die Frage überraschte mich und für den Augenblick wußte ich nicht, welche Antwort ich geben

sollte. Die Aufregung der Verfolgungsjagd, das Zusammentreffen und dessen seltsame Entwickelung — vielleicht mehr, als alles Andere, die bezaubernde Schönheit meiner Gefangenen — hatte den ganzen Zweck der Verfolgung aus meinen Gedanken verscheucht und einige Minuten lang hatte ich an gar kein Resultat gedacht. Die Frage aber erinnerte mich jetzt, daß ich eine delikate Pflicht zu erfüllen hatte. War diese Dame ein Spion?

Eine solche Vermuthung war keineswegs unwahrscheinlich, wie jeder alte Krieger bezeugen kann. „Schöne Damen — obschon niemals eine so schöne wie diese — haben ihrem Vaterlande schon manch' Mal auf diese Weise gedient. Sie kann die Ueberbringerin irgend einer wichtigen Depesche an den Feind sein. Wenn dem so ist und ich lasse sie frei ausgehen, so können die Folgen sehr ernsthaft und auch für mich selbst sehr unangenehm sein."

So lauteten meine Gedanken.

Andererseits widerstrebte es meinem Gefühle, sie als Gefangene in mein Quartier zurückzuführen. Ich fürchtete mich vor der Ausübung dieser Pflicht; ich fürchtete das Mißfallen der Dame. Ich wünschte, auf freundschaftlichem Fuße mit ihr zu stehen. Ich fühlte den Einfluß jener geheimnißvollen Macht, welche jede andere überwältigt — die Macht

der Schönheit. Ich befand mich seit erst zehn Minuten in der Nähe dieses schwarzbraunen Mädchens und schon beherrschte sie mein Herz, als ob sie mein ganzes Leben lang die Herrin desselben gewesen wäre!

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Sie sah, daß ich zögerte, und stellte wieder die Frage:

„Bin ich Eure Gefangene?"

„Ich fürchte, Sennorita, daß ich der Eure bin."

Diese Erklärung gab ich theils, um eine directe Antwort zu umgehen, theils, um der in meiner Brust immer rascher erwachenden Leidenschaft Raum zu geben. Es war durchaus keine Koketterie von mir, kein Wunsch, schöne Worte zu machen.

Obschon ich nur meinem Impulse folgend sprach, so meinte ich es doch ernst und beobachtete die Wirkung meiner Worte mit nicht geringer Spannung. Die großen leuchtenden Augen der Dame ruheten auf mir anfangs mit einem Ausdrucke von Betroffenheit. Dieser ging allmählig in einen bedeutsameren über — in einen, der mir besser gefiel.

Sie schien einen Augenblick lang ihre Gleichgültigkeit abzustreifen und betrachtete mich mit mehr Aufmerksamkeit. Ich glaubte, aus dem Blicke, mit welchem sie mich ansah, abnehmen zu können, daß sie mit Dem, was ich gesagt hatte, zufrieden war. Dennoch aber lag in dem leichten Kräuseln ihres

schönen Mundes etwas Herausforderndes und Triumphirendes, und in ihrem früheren stolzen Tone entgegnete sie:

„Na, Cavallero; das sind müssige Komplimente. Bin ich frei — darf ich gehen?"

Ich schwankte zwischen Pflicht und übertriebener Höflichkeit. — Ein Ausweg bot sich dar.

„Sennora," sagte ich, indem ich mich ihr näherte und ihr so ernsthaft als ich konnte, in die schönen Augen sah, „wenn Ihr mir Euer Wort gebt, daß Ihr kein Spion seid, so seid Ihr frei und dürft gehen. Gebt mir blos Euer Wort — weiter verlange ich Nichts."

Ich stellte diese Bedingung mehr im Tone der Bitte, als des Befehls. Ich stellte mich streng und ernst; aber meine Miene muß mich Lügen gestraft haben.

Meine Gefangene brach in lautes Gelächter aus und rief dazwischen:

„Ich ein Spion! — ein Spion! Ha, ha, ha! Sennor Capitan, Ihr scherzet wohl?"

„Ich hoffe, Sennorita, daß Ihr nicht scherzet. Ihr seid also kein Spion? — Ihr seid nicht beauftragt, eine Depesche an unsere Feinde zu überbringen?"

„Nichts der Art, mio capitan," entgegnete sie, immer noch lachend.

„Aber warum versuchtet Ihr dann, uns zu entfliehen?“

„Ach, Cavallero, seid Ihr nicht Texanos? Nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch sage, daß Eure Leute unter uns Mexikanern eben nicht im besten Rufe stehen.“

„Aber Euer Versuch, zu entfliehen, war, gelind gesprochen, übereilt und unklug. Ihr setztet dabei das Leben auf's Spiel.“

„Carrambo, ja! Das sehe ich nun wohl ein,“ antwortete sie, und warf einen bedeutsamen Blick auf den Mustang, während ein bitteres Lächeln ihre Lippen umspielte. „Das sehe ich jetzt wohl ein. Vorhin wußte ich es noch nicht. Ich glaubte nicht, daß es unter Eurem ganzen Trupp einen Reiter gäbe, der mich einholen könnte. Merced! es gab doch einen. Ihr habt mich eingeholt — Ihr allein konntet es thun.“

Als sie diese Worte sprach, wendeten sich ihre großen braunen Augen wieder auf mich — nicht mit festem Blicke, sondern unstät. Sie musterte mich von der Feldmütze auf meinem Kopfe an bis herab zu dem Sporn an meiner Ferse.

Ich beobachtete ihr Auge mit gespanntem Interesse. Ich glaubte zu bemerken, daß der verächtliche Ausdruck desselben allmählig wich und dagegen

ein Strahl von Zärtlichkeit hervorleuchtete. Die Welt hätte ich darum gegeben, wenn ich in diesem Augenblicke ihre Gedanken hätte errathen können.

Unsere Augen begegneten sich und wichen dann mit wechselseitiger Verlegenheit wieder zurück, — wenigstens glaubte ich dies, denn als ich mich wieder nach ihr herum wendete, sah ich, daß ihr Blick mit gesenktem Haupte auf den Boden geheftet war, als ob ein neuer Gedanke sie beschäftigte.

Einige Augenblicke lang schwiegen wir Beide. Wir hätten vielleicht noch länger geschwiegen, aber plötzlich fiel mir ein, daß ich mich einer Unhöflichkeit schuldig machte. Die Dame war noch meine Gefangene. Ich hatte ihr noch nicht Erlaubniß gegeben, sich zu entfernen — ich beeilte mich, es zu thun.

„Mögt Ihr ein Spion sein, oder nicht, Sennorita, so werde ich Euch keinesfalls länger aufhalten. Ich werde es auf die Gefahr ankommen lassen — es steht Euch frei, zu gehen."

„Gracias, cavallero. Und nun, da Ihr Euch so artig gegen mich gezeigt, werde ich Euch, im Bezug auf die vermeinte Gefahr, beruhigen. Leset!"

Sie überreichte mir ein zusammengefaltetes Papier. Ich erkannte in demselben sofort einen Freipaß von dem Obercommandanten, welcher darin befahl, die Inhaberin Donna Isolina de Vargas

frei und ungehindert reisen und ihr Schutz und Ehrerbietung angedeihen zu lassen.

„Nun seht Ihr wohl, mio capitan, daß ich gar nicht Eure Gefangene war, ha! ha! ha!“

„Sennora, Ihr seid zu edelmüthig, um mir nicht die Härte zu verzeihen, deren ich mich gegen Euch schuldig gemacht.“

„Ja wohl, Capitan — ja wohl.“

„Ich schaudere, wenn ich an die Gefahr denke, in welcher Ihr schwebtet. Warum handeltet Ihr auch so unklug? Eure plötzliche Flucht beim Anblicke unseres Pikets erregte Argwohn, und natürlich war es unsere Pflicht, Euch zu verfolgen und gefangen zu nehmen. Mit diesem Freipasse hattet Ihr ja gar keine Ursache zur Flucht.“

„Ha! eben dieser Freipaß war es, welcher mich dazu bewog.“

„Der Freipaß, Sennorita? Ich bitte, erklärt Euch deutlicher.“

„Kann ich Eurer Klugheit trauen, Capitan?“

„Ich verspreche —“

„Nun, so wißt, ich war nicht gewiß, daß Ihr Amerikanos wäret; denn so viel ich sehen konnte, war es auch leicht möglich, daß Ihr eine Guerilla meiner eigenen Landsleute waret. Wie wäre es nun geworden, wenn dieses Papier und mehrere andere,

die ich bei mir trage, einem Canales in die Hände gefallen wären? Ihr sehet, Capitan, wir fürchten unsere Freunde mehr, als unsere Feinde."

Nun begriff ich vollkommen den Beweggrund ihrer wilden Flucht.

„Ihr sprecht zu gut Spanisch, mio capitan," fuhr sie fort. „Hättet Ihr in Eurer Muttersprache Halt gerufen, so hätte ich sofort diesem Rufe gehorcht und vielleicht meinen Liebling nicht verloren. Ach, pobre yegua."

Während sie diese letzten Worte sprach, ward sie von ihrem Gefühle abermals überwältigt und schlang, auf die Kniee niedersinkend, ihre Arme um den Hals des jetzt schon steifen und kalten Mustang. Ihr Gesicht begrub sich in die lange, dichte Mähne, und ich sah, wie ihre Thränen gleich Thautropfen darauf funkelten.

„Pobre Lola," fuhr sie fort, „ich habe guten Grund, mich zu grämen. Ich hatte Grund, Dich innig zu lieben. Mehr als ein Mal hast Du mich vor dem wilden Lipan und dem grausamen Comanche gerettet. Was soll ich nun anfangen? Ich fürchte den Ueberfall der Indianer; bei jeder Spur des Wilden werde ich zittern. Ich darf mich nun nicht mehr auf die Prairie wagen — ich muß feig zu Hause bleiben. Mia querida! Du warst mein

Flügelpaar. Es ist mir verschnitten — ich kann nicht mehr fliegen."

Alles Dies ward im Tone der bittersten Wehmuth gesprochen, und ich, der ich mein wackeres Roß so innig liebte, wußte ihre Gefühle zu würdigen.

In der Hoffnung, ihr ein wenig Trost zu gewähren, wiederholte ich mein Anerbieten.

„Sennorita," sagte ich, „ich habe rasche Pferde unter meinem Trupp — einige von edler Race."

„Ihr habt unter Eurem Trupp kein Pferd, welches Werth für mich hätte."

„Ihr habt sie nicht Alle gesehen."

„O ja, Alle habe ich sie gesehen — heute, als Ihr aus der Stadt ausrücktet."

„Wirklich?"

„Ja, edler Capitan. Ich sah auch Euch in Eurer ritterlichen Haltung an der Spitze Eures Flibustiertrupps — ha! ha! ha!"

„Aber ich habe Euch nicht gesehen, Sennorita."

„Carrambo! an dem Gebrauche Eurer Augen ließet Ihr es dennoch nicht fehlen. Es gab keinen Balkon und kein Fenster, in welches Ihr nicht hineingeschaut hättet. Kein Lächeln in der ganzen Straße, welches Ihr nicht bereit gewesen wäret, zu erwidern — ha, ha, ha! Ich fürchte, Sennor Capitan, Ihr seid der Don Juan de Tenorio des Nordens."

„Nein, Sennora, das ist nicht mein Charakter.“

„Ach schweigt, Ihr seid stolz darauf. Noch nie habe ich einen Mann gesehen, der es nicht gewesen wäre. Doch machen wir diesem Geschwätze ein Ende. Also ich sagte, Ihr hättet in Eurem ganzen Trupp kein Pferd, welches Werth für mich hätte, ausgenommen eins.“

Ich zitterte, als sie dies sagte.

„Und das ist dieses,“ fuhr sie fort, indem sie auf Moro zeigte.

Es war mir, als müßte ich in die Erde sinken. Meine Verlegenheit gestattete mir, eine Zeit lang nicht zu antworten. Sie bemerkte mein Zögern, verhielt sich aber schweigend und erwartete meine Antwort.

„Sennorita,“ stammelte ich endlich, „dieses Pferd ist mein Liebling — ein alter erprobter Freund. Wenn Ihr aber wünscht, es zu besitzen, so — so — so steht es Euch zu Diensten.“

Durch den Nachdruck, den ich auf das Wenn legte, appellirte ich an ihre Großmuth. Es half aber Nichts.

„Ich danke Euch,“ entgegnete sie kaltblütig. „Euer Rappe soll es bei mir gut haben. Ohne Zweifel wird er meinem Zwecke entsprechen. Er ist doch nicht hartmäulig?“

Ich ärgerte mich so, daß ich nicht antworten konnte. Ich begann sie zu hassen.

„Laßt mich ihn ein Mal probiren," fuhr sie fort. „Ah, Ihr habt ein Gebiß mit Kinnkette — das geht allenfalls, ist aber lange nicht so gut, als das bei uns gebräuchliche. Ich habe gewöhnlich eins nach Mamelukenart. Gebt mir ein Mal diesen Lasso her."

Sie zeigte auf einen Lasso, schön von weißem Pferdehaar geflochten, welcher in einem Knäuel an dem Sattel des Mustang hing.

Ich machte mechanisch den Lasso los und befestigte ihn dann auf dieselbe Weise an dem Horn meines Sattels. Ich merkte, daß der Ring der Schlinge von Silber war. Ich schnallte die Steigbügelriemen kürzer.

„Nun, Capitan!" rief sie, indem sie die Zügel in ihre kleine beschuhte Hand faßte, „nun werde ich sehen, was er leistet."

Mit diesen Worten schwang sie sich, während ihr kleiner Fuß den Bügel kaum berührte, in den Sattel. Sie hatte ihre Manga abgeworfen, und ihre weiblichen Formen zeigten sich jetzt in allen ihren wellenförmigen Umrissen. Der seidene Rock fiel in anmuthigen Falten bis auf ihre Knöchel herab, und unter demselben zeigte sich der winzige rothe

Stiefel, der funkelnde Sporn und der Spitzenbesatz ihrer schneeweißen Calzonillas. Eine scharlachrothe Schärpe umschlang ihre Taille und die befransten Enden fielen bis auf den Sattel herab, und das dicht anschließende, mit Spitzen geschlitzte Leibchen zeigte die volle Rundung ihres Busens, der sich ruhig und regelmäßig hob und senkte, denn sie schien durchaus nicht aufgeregt oder befangen zu sein. Aus ihrem vollen, runden Auge leuchtete Nichts, als Ruhe und Muth.

Ich stand vor Bewunderung wie angewurzelt. Ich dachte an die Amazonen. Waren diese schön, wie sie? Mit einer Armee solcher Krieger hätte man allerdings eine Welt erobern können!

Ein Stier von wildem Aussehen hatte sich entweder aus Neugier oder aus einem anderen Grunde von der Heerde entfernt und näherte sich dem Platze, wo wir waren.

Das war es gerade, was die schöne Reiterin wollte.

Sie gab dem Pferde die Sporen und galoppirte unmittelbar auf den Stier zu. Dieser, durch den plötzlichen Angriff eingeschüchtert, lenkte um und rannte davon; seine rasche Verfolgerin aber holte ihn bald bis auf Lassoweite ein. Die Schlinge wirbelte in der Luft und schnellte, vorwärts geworfen, um

die Hörner des Stiers. Nun ward das Pferd nach der entgegengesetzten Richtung herumgeworfen. Der Lasso zog sich durch den plötzlichen Ruck straff, und der Stier ward heftig auf die Erde niedergeworfen, wo er betäubt und anscheinend leblos liegen blieb. Ehe er noch Zeit hatte, sich wieder aufzuraffen, warf die Reiterin ihr Pferd abermals herum, trabte zu dem auf dem Boden liegenden Thiere hin, bog sich aus dem Sattel herab, lös'te den Knoten des Lasso, wickelte diesen um ihren Arm und kam wieder zurückgaloppirt.

„Herrlich! — prächtig!" rief sie, indem sie aus dem Sattel sprang und den Rappen betrachtete.

„Herrlich — unvergleichlich! Ach, Lola, arme Lola! Ich fürchte, ich werde Dich bald vergessen."

Diese letzten Worte waren an den todten Mustang gerichtet.

Dann wendete sie sich wieder zu mir und sagte:

„Und dieses Pferd ist also mein?"

„Ja, Sennora, wenn Ihr es haben wollt," entgegnete ich in ziemlich niedergeschlagenem Tone, denn es war mir zu Muthe, als ob mir mein bester Freund genommen werden sollte.

„Aber ich mag es nicht," entgegnete sie mit entschlossener Miene und dann brach sie in ein lautes Gelächter aus und rief:

„Ha, Capitan, ich kenne Eure Gedanken. Glaubt Ihr, ich wisse nicht das Opfer zu würdigen, welches Ihr bringen wolltet? Behaltet Euren Liebling. Genug, daß Eins von uns leidet," und sie zeigte wieder auf den Mustang. „Behaltet den wackeren Rappen; Ihr versteht ihn gut zu reiten. Wäre er mein, so könnte kein Sterblicher mich bewegen, ihn herzugeben."

„Für mich giebt es allerdings auch nur ein sterbliches Wesen, welches mich dazu bestimmen könnte."

Indem ich dies sagte, sah ich mit Spannung der Antwort entgegen. Ich erwartete dieselbe nicht in Worten, sondern in dem Blicke. Ganz gewiß nahm ich kein Zürnen wahr; ich bildete mir sogar ein, daß ich ein Lächeln — ein Gemisch von Triumph und Freude entdecken könnte.

Es dauerte aber nur kurze Zeit, und mein Herz ward wieder muthlos gemacht durch ihr heiteres Gelächter.

„Ha! ha! ha! Dieses eine Wesen ist natürlich Eure Geliebte. Wohlan, Capitan, wenn Ihr ihr so treu seid, wie Eurem wackeren Rosse, so wird sie keinen Grund haben, an Eurer Anhänglichkeit zu

zweifeln. Doch nun muß ich Euch verlassen. Adios."

„Ist mir nicht gestattet, Euch nach Hause zu begleiten?"

„Gracias! Nein, Sennor. Ich bin schon zu Hause. Mira — das ist meines Vaters Haus!"

Sie zeigte auf die Hacienda.

„Da kommt Jemand, welcher den Leichnam der armen Lola fortschaffen wird," und sie zeigte auf einen Vaquero, der in diesem Augenblicke von der Heerde kam. „Vergeßt nicht, Capitan, daß Ihr ein Feind seid. Ich darf Eure Höflichkeit nicht annehmen und ebenso wenig darf ich Euch Gastfreundschaft anbieten. Ach, Ihr kennt uns nicht — Ihr kennt nicht den Tyrannen Santa Anna. Vielleicht sind schon in diesem Augenblicke seine Spione —"

Sie sah sich, indem sie dies sagte, argwöhnisch um.

„O Himmel!" rief sie zusammenschreckend, während ihre Augen auf die Gestalt eines den Hügel herabkommenden Mannes fielen; „santissima Virgen, es ist Ijurra!"

„Ijurra? Wer ist Ijurra?"

„Blos mein Vetter, aber —"

Sie stockte, und dann plötzlich in den Ton inständiger Bitte übergehend, fuhr sie fort:

„O, verlaßt mich, Sennor! Por amor di Dios! verlaßt mich; lebt wohl! lebt wohl!“

Obschon ich sehr gewünscht hätte, mir Ijurra näher anzusehen, so besiegte mich die hastige, dringende Bitte doch, und ohne weiter Etwas zu erwidern, als ein einfaches „Adios“, schwang ich mich in den Sattel und ritt fort.

Als ich den Rand des Waldes erreichte, überwand die Neugier — vielleicht auch ein stärkeres Gefühl — meine Höflichkeit, und indem ich that, als müßte ich meinen Steigbügel zurecht rücken, drehete ich mich in dem Sattel herum und schauete zurück.

Ijurra war an der Stelle angekommen. Ich sah einen langen braunen Mann in dem gewöhnlichen Costüm der Ricos von Mexiko — einer Polkajacke von dunkelfarbenem Tuche, blauen militairischen weiten Beinkleidern mit einer scharlachrothen Schärpe um den Leib und einem niedrigen, breitkrämpigen Hute auf dem Kopfe.

Er schien ungefähr dreißig Jahre alt zu sein, trug einen starken, vollen Bart und war gewissermaßen schön zu nennen. Es war aber nicht sein Alter, noch sein persönliches Erscheinen, noch auch

sein Costüm, was in diesem Augenblicke meine Aufmerksamkeit fesselte.

Ich beobachtete blos, was er that. Er stand vor seiner Cousine oder sie stand vielmehr vor ihm, denn sie schien sich vor ihm zu fürchten. In der einen Hand hielt er ein Papier, und ich sah, daß er, während er sprach, darauf zeigte. Es lag ein wilder, geierähnlicher Ausdruck in seinem Gesichte, und selbst aus der Ferne hörte ich an dem Tone seiner Stimme, daß er im Zorne sprach.

Warum aber fürchtete sie sich vor ihm? Warum ließ sie sich eine so rauhe Zurechtweisung gefallen?

Er mußte eine seltsame Macht über dieses Gemüth besitzen, daß er es zwingen konnte, so ruhig und schüchtern seine Vorwürfe anzuhören.

Dies waren meine Gedanken. Ich hatte große Lust, meinem Pferde die Sporen in die Flanken zu stoßen und wieder zurück zur Stelle zu galoppiren. Ich hätte es vielleicht auch gethan, wenn der Auftritt noch viel länger gedauert hätte. Plötzlich aber sah ich die Dame den Ort verlassen und rasch auf die Hacienda zu gehen. Ich warf mein Pferd wieder herum, vertiefte mich in die Schatten des Waldes und kam bald auf eine Straße, welche nach der Rancheria führte.

Nur mit den Gedanken an das eben stattge-

habte Ereigniß beschäftigt, ritt ich, mein Pferd sich selbst überlassend, weiter.

Plötzlich ward ich aus meinen Träumen durch den Anruf einer meiner eignen Schildwachen aufgeschreckt, welche mich erinnerte, daß ich den Eingang des Dorfes erreicht hatte.

Siebentes Kapitel.

Ein Befehl zum Fouragiren.

Mein Abenteuer endete nicht mit dem Tage. Es dauerte bis in die Nacht hinein fort und wiederholte sich in meinen Träumen. Ich machte die ganze Verfolgungsjagd noch einmal durch. Ich brach durch die Maguey's hindurch, ich setzte über die Zequia und galoppirte durch die scheue Heerde. Ich sah den getigerten Mustang leblos auf der Ebene ausgestreckt liegen, während seine Reiterin sich auf ihn niederbog und weinte.

Dieses Antlitz von seltener Schönheit — diese Gestalt von dem feinsten Ebenmaße, dieses runde, edle Auge, diese so kecke Zunge und dieses so kühne Herz — Alles trat mir im Lande der Träume wieder entgegen. Auch ein dunkles Gesicht zeigte sich

in dem Traumbilde und zog dann und wann darüber hin wie eine Wolke. Es war das Gesicht Ijurra's.

Ich glaube, es war dies auch das, was mich aufweckte; doch schmetterte auch zugleich, als ich vom Lager aufsprang, die Reveille des Signalhorns an mein Ohr.

Einige Augenblicke lang war es mir, als sei das ganze Abenteuer nur ein Traum gewesen. Ein Gegenstand aber, der an der entgegengesetzten Wand hing, fiel mir in die Augen und rief mir die Wirklichkeit zurück — es war mein Sattel, über dessen Holftern ein zusammengewickelter weißer Riemen von Roßhaar mit einem silbernen Ringe am Ende hing. Es war der Lasso.

Nachdem ich mich ordentlich ermuntert hatte, überblickte ich mein gestriges Abenteuer von Anfang bis Ende. Ich versuchte ruhig darüber zu denken; ich versuchte es mir aus dem Sinne zu schlagen und ernsthaft zu meinen Pflichten zurückzukehren.

Ein vergeblicher Versuch! Je mehr ich über den Vorfall nachdachte, desto mehr ward ich mir des gewaltigen Interesses bewußt, welches die Heldin in mir erweckt hatte.

Interesse, sage ich — Leidenschaft war es — eine Leidenschaft, die in einer einzigen Stunde

so groß geworden war, als mein Herz. Es war nicht die erste Liebe meines Lebens. Ich war beinahe dreißig Jahre alt. Ich hatte mich schon früher vielleicht mehr als einmal verliebt und ich wußte, was für ein Gefühl es ist. Ich bedurfte daher keines Cupido, um mir zu sagen, daß ich abermals liebte — bis in die äußersten Fingerspitzen.

Den Gegenstand meiner Leidenschaft malen ist eine Aufgabe, die ich nicht unternehmen will. Eine Schönheit wie die ihre muß der Phantasie überlassen werden. Denke Dir die Dame, welche Du selbst liebst oder geliebt hast — denke Dir sie in ihren schönsten Augenblicken, vielleicht in einem Blumengarten oder in ihrem Boudoir — vielleicht als erröthende Braut — und Du kannst Dir einen Begriff machen — doch nein, niemals kannst Du ein Weib gesehen haben so liebreizend wie Isolina de Vargas.

O, daß ich dieses fliehende Phantom der Schönheit festhalten — daß ich dieses Bildniß zur Bewunderung für die ganze Welt malen könnte! Es kann aber nicht sein. Die gewaltigste Feder ist machtlos, die schönste Farbe zu kalt. Obschon in die Tafel meines Herzens tief eingegraben, kann ich doch den Eindruck nicht vervielfältigen.

Es wäre zwecklos, von wallendem, üppigem, glänzendem Haar — von mandelförmigen Augen

mit langen, dunkeln Wimpern — von perlenweißen Zähnen und mit Rosenblut angehauchten Wangen zu sprechen.

Alles Dies besaß sie, aber es waren dies nicht ihre eigenthümlichen, charakteristischen Kennzeichen. Auch andere Frauen sind auf diese Weise ausgestattet. Die Kennzüge ihrer Schönheit lagen sowohl im Geistigen als im Physischen — in einer glücklichen Combination von Beidem. Die Seele, der Geist hatten ihren Antheil an der Schöpfung dieses unvergleichlichen Bildes. Man mußte das Spiel dieser edlen Züge sehen, die wechselnde Farbe der Wange, das vielgestaltige Lächeln, das blitzende Auge, den bald zärtlichen, bald stolz erhabenen Blick beobachten, alles Dies mußte man sehen, um sich einen Begriff von dem göttlichsten Liebreize bilden zu können.

* * *

Während ich mein frugales Frühstück einnahm, ging eine solche Vision an mir vorüber. Ich betrachtete die Zukunft mit angenehmen Hoffnungen, aber nicht ohne Gefühle von Unruhe. Ich hatte den plötzlichen Abschied nicht vergessen — keine Einladung, die Bekanntschaft zu erneuen, keine Hoffnung, keine Aussicht, diese schöne Dame jemals wieder zu sehen, dafern sich nicht der blinde Zufall zu meinem Freunde aufwarf.

Ich bin kein Anhänger des Fatumglaubens und beschloß daher, mich nicht auf das bloße Schicksal zu verlassen, sondern ihm wo möglich bei seiner Entwickelung mit ein wenig zu helfen.

Ehe ich noch mit meinem Kaffee fertig war, waren mir ein Dutzend Pläne durch den Kopf gegangen, die alle einem und demselben Zwecke galten — der Erneuung meiner Bekanntschaft mit Isolina de Vargas.

Wenn mich nicht ein glücklicher Zufall oder, was noch wünschenswerther war, die Dame selbst, begünstigte, so wußte ich nicht, ob wir uns jemals wiedersehen würden.

In Zeiten, wie die jetzige, ließ sich nicht vermuthen, daß sie viel außerhalb ihres Hauses sein würde, und in wenigen Tagen, ja vielleicht Stunden, konnte ich Befehl zum Weitermarsche erhalten, ohne jemals wieder nach diesem interessanten Vorposten zurückzukehren.

Da in diesem Distrikte natürlich das Kriegsrecht herrschte und ich de facto Dictator war, so könnte man vielleicht glauben, daß ich mir mit leichter Mühe überall das Recht des Zutritts verschaffen gekonnt hätte.

Aber dem war nicht so. Von welcher Art auch die Ungebundenheit des rohen, gemeinen Soldaten in Bezug auf das gemeine Volk eines eroberten Lan-

des sein mag, so ist doch die Stellung des Officiers zu den höheren Klassen eine ganz andere.

Ist er ein Mann von guter Erziehung, so nimmt er natürlich Anstand, den ersten Schritt zu Einleitung einer Bekanntschaft zu thun, und seine Ehre verschließt ihm die freieren Formen einer Einführung. Wollte er von seiner zeitweiligen Macht Vortheil ziehen, so wäre dies geradezu eine Gemeinheit, deren ein wahrer Gentleman sich nicht schuldig machen kann.

Ueberdies kann auch Groll von Seiten der Besiegten vorhanden sein — oder es ist dies vielmehr in der Regel der Fall — wenn aber auch kein solches Gefühl vorhanden ist, so steht dem freien Umgange des Officiers mit der „Gesellschaft" noch eine andere Schranke im Wege.

Die Letztere fühlt, daß der Stand der Dinge kein dauernder sein wird. Der Feind wird mit der Zeit das eroberte Gebiet wieder räumen, und dann ist die Rache des Pöbel-Patriotismus zu fürchten. Niemals fühlten die Ricos von Mexiko sich sicherer als während sie unter dem Schutze der amerikanischen Armee standen. Viele von ihnen waren geneigt, freundschaftlich gegen uns zu sein, aber das Phantom der Zukunft mit den Pöbelemeuten stierte sie von Weitem an, und von dieser Furcht beherrscht,

sahen sie sich gezwungen, eine heuchlerische Abgeschlossenheit zu behaupten. Epauletten durfte man nicht durch die Fenster ihrer Gesellschaftssalons schimmern sehen.

Unter solchen Umständen war meine Lage eine ziemlich schwierige. Ich konnte die äußern Mauern jener schönen Hacienda betrachten, bis mir das Herz wehthat; wie aber sollte ich mir Zutritt verschaffen?

Der Angriff auf ein Fort, eine Batterie, ein verschanztes Lager — die Erstürmung eines Schlosses oder das Sprengen eines festgeschlossenen Carrés — Eins von Diesem oder Alles zusammen wäre ein Kinderspiel gewesen im Vergleich mit der Schwierigkeit, diese Eislinie der Etikette zu überschreiten, welche mich von meinem schönen Feinde trennte.

Ein ganzes Dutzend Projecte gingen mir durch den Kopf und wurden wieder verworfen, bis meine Augen endlich auf dem interessantesten Gegenstande im Zimmer — dem schmalen, weißen Riemen hafteten, der an meinem Sattelknopfe hing.

In dem Lasso erkannte ich meine verlorene Hoffnung. Dieses niedliche Werkzeug mußte seiner Eigenthümerin zurückgegeben werden. Ich selbst wollte es ihr wieder überbringen.

In so weit sollte das Schicksal durch mich ge-

leitet werden; was darüber hinauslag, erwartete ich vertrauensvoll von ihm.

Ich kann am besten nachdenken, wenn ich eine Cigarre rauche, und nachdem ich mir daher eine angezündet, stieg ich nach der Azotea hinauf, um hier mein kleines Project zu vervollständigen.

Kaum hatte ich zwei Mal die Runde auf dem Dache gemacht, als ein Reiter auf die Plazza galoppirt kam.

Er war in Dragoneruniform und ich sah, daß er eine Ordonnanz aus dem Hauptquartier war und nach dem Commandanten des Vorpostens fragte.

Einer der Leute zeigte auf mich, und der Dragoner trabte weiter, machte vor dem Hause des Alcalden Halt, meldete mir, daß er Ueberbringer einer Depesche von dem Obergeneral sei, und zeigte mir gleichzeitig ein zusammengefaltetes Papier.

Ich forderte ihn auf, es auf die Spitze seines Säbels zu stecken und mir herauf zu reichen, was er auch that. Dann grüßte er, warf sein Pferd herum und galoppirte wieder fort, wie er gekommen war.

Ich öffnete die Depesche und las:

„Hauptquartier der Occupationsarmee, 5. Juli 1846.

„Sir, — Sie werden eine hinreichende Anzahl Ihrer Leute nehmen und sich nach der Ha-

cienda des Don Ramon de Vargas in der Nachbarschaft Ihrer Station begeben. Dort werden Sie fünftausend Stück Rinder finden, welche Sie nach dem Lager der amerikanischen Armee treiben und an den Generalcommissair abliefern lassen werden. Die nöthigen Treiber werden Sie an Ort und Stelle finden, und ein Theil Ihrer Mannschaft wird die Escorte bilden. Das beigeschlossene Briefchen wird Sie in den Stand setzen, die nähere Beschaffenheit dieses Auftrages zu verstehen."

„An den Capitain Warfield.

„A. A., Generaladjutant."

„Ja," dachte ich, nachdem ich zu Ende gelesen, „ganz gewiß giebt es eine Vorsehung, welche uns die Mittel zur Ausführung unserer Pläne an die Hand giebt. Gerade als ich mir noch den Kopf zersann, wie ich mich bei Don Ramon de Vargas einführen sollte, kommt mir ein Mittel dazu fix und fertig in die Hand."

Ich dachte nicht mehr an den Lasso. Dieser war jetzt nicht mehr ein Gegenstand von überwiegendem Interesse.

Mit der anmuthigen Entschuldigung der „Pflicht" angethan, wollte ich nun kühn nach der

Hacienda reiten und ihre Thore mit der zuversichtlichen Miene eines willkommenen Gastes betreten.

Und wie willkommen mußte ich sein! Ein Contract zur Lieferung von fünftausend Stück Rindern und zu Kriegspreisen! Kein übles Geschäft für den alten Don! Natürlich werde ich ihn sprechen — ihn umarmen — in einem Glase Canario oder Xeres seine Gesundheit trinken — mit ihm ganz intim und ganz gewiß aufgefordert werden, „bald wieder zu kommen."

Ich mache bei alten Herren in der Regel Glück und vertraute daher auf meinen Stern, daß er mich auch mit Don Ramon de Vargas in baldigen erwünschten Rapport setzen würde.

Das Zusammentreiben der Rinder erforderte einige Zeit — wenigstens ein paar Stunden. Dies war eine Verrichtung außerhalb des Hauses, und ich konnte sie meinem Lieutenant oder einem Sergeanten übertragen. Was mich selbst betraf, so war ich fest entschlossen, innerhalb des Hauses zu bleiben. Der Don mußte hinausgehen, um nach seinen Vaqueros zu sehen. Es wäre unhöflich von ihm gewesen, mich allein zu lassen. Ganz gewiß stellte er mich seiner Tochter vor — weniger konnte er gegen einen solchen Kunden unmöglich thun! Dann blieben wir allein und dann —

Ha! Ijurra! Den hatte ich vergessen. War der vielleicht auch da?

Die Erinnerung an diesen Mann legte sich wie ein Schatten über die leuchtenden Visionen, die ich heraufbeschworen.

Eine Depesche aus dem Hauptquartiere verlangt sofortige Aufmerksamkeit; und meine Betrachtungen wurden durch die Nothwendigkeit, den Befehl in Ausführung zu bringen, kurz abgeschnitten.

Ohne Zeitverlust theilte ich Befehl, daß ungefähr fünfzig Mann sich fertig machen und satteln sollten.

Ich stand eben im Begriff, meiner Toilette eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu widmen, als mir einfiel, daß ich eben so gut auch das in der Depesche erwähnte Billet lesen könnte.

Ich öffnete es.

Zu meinem Erstaunen war es in spanischer Sprache geschrieben. Dies war indeß für mich kein Hinderniß und ich las:

„Die fünftausend Stück Rinder sind für Euch dem Contracte gemäß bereit, doch kann ich die Ablieferung derselben nicht übernehmen. Sie müssen mir mit einem gewissen Anscheine von Gewalt abgenommen werden, und selbst ein wenig Rauhheit von Seiten Derer, welche Ihr zu diesem Zwecke ab-

sendet, würde nicht am unrechten Orte sein. Meine Vaqueros stehen Euch zu Diensten, doch darf ich sie nicht commandiren. Ihr könnt sie pressen. Ramon de Vargas."

Dieses Billet war an den Generalcommissair der amerikanischen Armee adressirt. Die Bedeutung desselben war, obschon dem Uneingeweiheten ein wenig dunkel, doch mir so klar als die Mittagssonne, und obschon ich dadurch von den administrativen Talenten des Don Ramon de Vargas eine hohe Meinung erhielt, so war es mir doch keineswegs ein willkommenes Document.

Es hob nämlich sofort und mit einem Male die sämmtlichen Bestimmungen des schönen Programms wieder auf, welches ich so eben entworfen.

Von Umarmung, Gesundheittrinken und freundlichem Geplauder mit dem Don konnte nun eben so wenig die Rede sein als von einem tête-à-tête mit seiner schönen Tochter. Im Gegentheil mußte ich lärmend und polternd angesprengt kommen, an die Thür schlagen, den zitternden Thürhüter niederzuschießen drohen, die Diener mit Füßen stoßen und ihrem Herrn fünftausend Stück Rindvieh abverlangen — Alles nach ächter Freibeuterart.

„Eine schöne Rolle werde ich in Isolina's Augen spielen!" dachte ich — ein wenig Nachdenken

aber überzeugte mich, daß dieses intelligente Wesen in das Geheimniß eingeweiht sein würde.

Ja, ja, sie wird meine Beweggründe verstehen. Ich kann ja mit so viel Milde zu Werke gehen, als die Umstände erlauben. Mein texanischer Lieutenant wird die Fußtritte besorgen, und zwar ohne daß ich ihn sehr zu nöthigen brauche. Wenn sie nicht geradezu eingesperrt ist, so werde ich sie schon zu sehen bekommen. Also vorwärts.

„Aufgesessen!“

Das Signal ertönte, fünfzig Scharfschützen mit den Lieutenants Holingsworth und Wheatley schwangen sich in den Sattel und ritten einen Augenblick später zwei Mann hoch und mit mir an der Spitze von der Plazza hinweg.

Ein Trab von zwanzig Minuten brachte uns an das Vorderthor der Hacienda, wo wir Halt machten.

Das große, massive, gefängnißähnliche Thor war verschlossen und verriegelt, eben so wie die Läden der Fenster. Keine Seele war außerhalb des Hauses zu sehen, nicht einmal die Gestalt eines zitternden Knechtes.

Ich hatte meinen texanischen Lieutenant bereits instruirt, und seine Kenntniß des Spanischen langte für den Zweck aus.

Aus dem Sattel springend, schritt er auf das Thor zu und begann mit dem Kolben seines Pistols daran zu hämmern.

„Ambre la puerta!“ (Oeffnet das Thor!) rief er.

Keine Antwort.

„La puerta — la puerta!“ wiederholte er in lauterem Tone.

Immer noch keine Antwort.

„Ambre la puerta!“ schrie noch einmal der Lieutenant, indem er gleichzeitig mit seiner Waffe an das Holzwerk donnerte.

Als der Lärm aufhörte, hörte man von innen eine schwache Stimme fragen:

„Quien es?“

„Yo!“ schrie Wheatley; „ambre! ambre!“

„Si, sennor,“ antwortete die Stimme mit unverkennbarem Zittern.

„Anda! anda! Somos hombres de bien!“ (Rasch, rasch! wir sind ehrliche Leute.)

Nun begann ein Kettengerassel und Riegelgeschiebe, das wenigstens ein paar Minuten dauerte, nach deren Verlaufe die großen Flügelthüren sich nach innen öffneten und den schwarzbraunen in Leder gekleideten Portero, den mit Backsteinen gepflasterten Saguan und einen Theil des Patio oder innern Hofes sichtbar werden ließen.

Sobald das Thor ordentlich offen war, stürzte Wheatley sich auf den zitternden Thorwächter, packte ihn am Wamse, gab ihm ein paar Ohrfeigen und befahl ihm in lautem Tone, den Duenno zu rufen.

Dieses von Seiten meiner Leute etwas unerwartete Verfahren schien ganz nach ihrem Geschmacke zu sein, und ich konnte den ganzen Trupp hinter mir verstohlen kichern und lachen hören.

Obschon sie Guerilleros waren, so war ihnen doch den Einwohnern — nämlich den nichtkämpfenden — gegenüber sehr wenig Ungebundenheit erlaubt worden, und noch viel weniger hatten sie so Etwas von Seiten ihrer Officiere gesehen. Ja, es ward in den Reihen der amerikanischen Armee und auch von vielen Officieren darüber geklagt, daß selbst feindliche Mexikaner mit einer Nachsicht und Schonung behandelt würden, die ihnen selbst versagt war.

Wheatley's Benehmen berührte daher in den Herzen unserer Leute eine Saite, welche sehr angenehm vibrirte, und sie begannen zu glauben, daß der Feldzug nun im Begriff stehe, ein wenig lustiger zu werden.

„Sennor," stammelte der Thorwächter, „der Du — Du — Duenno hat befohlen, da — da — daß er Niemanden spre — spre — sprechen will."

„Er will nicht!“ rief Wheatley. „Geh' und sage ihm, er müsse!“

„Ja, amigo,“ sagte ich in begütigendem Tone, denn ich begann zu fürchten, daß der arme Mann am Ende seinen Auftrag von lauter Angst nicht ausrichten könne. „Geht und sagt Euerm Herrn, ein amerikanischer Officier habe Etwas mit ihm abzumachen und müsse ihn sofort sprechen.“

Der Mann ging, nachdem ihm Wheatley noch einige Püffe versetzt, und ließ natürlich das Thor hinter sich offen.

Wir warteten nicht auf seine Rückkehr. Der Patio sah sehr einladend aus, und nachdem ich Holingsworth befohlen, mit den Leuten draußen zu bleiben, und dem texanischen Lieutenant, mir zu folgen, lenkte ich mein Pferd nach dem großen Thorwege und ritt hinein.

Achtes Kapitel.

Don Ramon.

Als ich in den Hof hineinkam, bot sich mir ein etwas neuer Anblick dar — ein spanisches Gemälde mit einigen transatlantischen Strichen.

Der Patio eines mexikanischen Hauses ist die eigentliche Front. Hier sieht man nicht mehr gefängnißähnliche Thüren und Fenster, sondern Façaden mit schönen bunten Frescogemälden, Verandas mit Vorhängen und Glasfenster, welche bis auf den Boden herabreichen.

Der Patio von Don Ramon's Hause war mit Backsteinen gepflastert. Ein Springbrunnen mit seinem Bassin von polirtem Mauerwerk stand in der Mitte — Orangenbäume streckten ihre Zweige über das Wasser, und ihre goldenen Kugeln und weißen

wachsähnlichen Blüthen parfümirten die Atmosphäre, welche durch die fortwährende Einwirkung des springenden Wassers immer frisch und duftig blieb.

Um drei Seiten des Hofes herum zog sich eine Veranda, deren Fußboden von bunten Ziegeln sich nur wenige Zoll über das Niveau des gepflasterten Hofes erhob.

Eine Reihe von Portalen trug das Dach dieser Veranda und der ganze Corridor war eingezäunt und mit Vorhängen versehen.

Die Vorhänge waren dicht zugezogen, und mit Ausnahme eines Punktes — des Einganges zwischen zweien der Portale — war der Corridor vollständig unsern Blicken entzogen, eben so wie die sämmtlichen in die Veranda sich öffnenden Fenster des Hauses.

Kein menschliches Antlitz begrüßte unsere forschenden Blicke.

Als wir hinter uns in den großen Corral oder Viehhof blickten, sahen wir eine Menge Knechte in ihren braunledernen Jacken mit nackten Beinen und Sandalen an den Füßen, Vaqueros in ihren Sammtjacken mit hohen Knöpfen und Gold- oder Silbertressen, nebst einer Anzahl Frauen und jungen Mädchen in bunten Naguas und Rebosos.

Hier zeigte sich ein sehr bewegtes Schauspiel — es war die große Einhegung für das Vieh, denn die

Besitzung des Don Ramon de Vargas war eine Hacienda de Ganados oder eine große Viehzüchterei — ein Titel, welcher dem Ansehen ihres Besitzers durchaus keinen Eintrag thut, denn viele der edlen Hidalgos von Mexiko sind blos Viehzüchter in großem Maßstabe.

Als ich in den Patio hineinritt, warf ich nur einen flüchtigen Blick zurück nach dem Corral. Meine Augen waren mit der verhüllten Veranda beschäftigt, und da sie hier Nichts zu entdecken vermochten, so richteten sie sich hinauf nach der Azotea, in der Hoffnung, hier den Gegenstand meiner Gedanken zu erblicken.

Das Haus war, wie ich schon früher erwähnt, nur ein einziges Stockwerk hoch, und ich konnte daher vom Sattel aus beinahe in die Azotea hineinblicken.

Ich sah, daß sie ein Heiligthum von seltenen Pflanzen war, und die breiten Blätter und bunten Blumen einiger der längeren lugten über den Rand der Brustwehr.

Ich gewahrte eine Fülle von schönen Blumen, aber nicht Die, nach welcher ich schaute.

Kein Gesicht zeigte sich, keine Stimme bewillkommnete uns. Das Geschrei der Vaqueros, der Gesang der längs des Corridors in Käfigen hängen-

den Vögel und das Murmeln des Springbrunnens waren die einzigen Klänge, die man hörte.

Die beiden erstern verstummten plötzlich, als die Hufschläge unserer Pferde auf dem steinernen Pflaster dröhnten, und nur das sich an Nichts kehrende Wasser fuhr in seinem eintönigen Geschwätze fort.

Wieder flogen meine Augen über den Vorhang hin und schauten begierig in die wenigen beim nachlässigen Zuziehen gelassenen Oeffnungen. Wieder suchten sie die Azotea und schweiften die Brustwehr entlang — mein Forschen blieb immer noch unbelohnt.

Ohne ein Wort mit einander zu wechseln, saßen Wheatley und ich stumm in unsern Sätteln und erwarteten die Rückkehr des Portero.

Schon waren die Knechte, Vaqueros und Dirnen durch das hintere Thor hereingeströmt und standen da und gafften die unerwarteten Gäste staunend an.

Nach einer beträchtlichen Pause hörte man Fußtritte auf dem Corridor, und gleich darauf erschien der Bote und meldete, daß der Duenno käme.

Eine Minute später ward einer der Vorhänge zurückgezogen, und ein alter Herr erschien hinter dem Gitter.

Er war ein großer, starker Mann, und obschon

vom Alter etwas gebeugt, schritt er doch mit festem Tritte einher, und seine ganze Erscheinung verrieth eine wunderbare Energie und Entschlossenheit. Seine Augen waren groß und glänzend, von starken Brauen beschattet, die noch ihre ursprüngliche schwarze Farbe besaßen, während sein Haupthaar schneeweiß war.

Er ging sehr einfach gekleidet, und trug eine Jacke von Nanking und weite Beinkleider von demselben Stoffe. Er trug weder Weste noch Cravatte. Ein volles weißes Hemd von der feinsten Leinwand bedeckte seine Brust, und eine Schärpe von dunkelbrauner Farbe war um seinen Leib geschlungen. Auf dem Kopfe trug er einen kostbaren Hut von Guayaquilgras, und zwischen den Fingern hielt er einen glimmenden Cigarrito.

Im Ganzen genommen war Don Ramon's Erscheinung — denn er war es — trotz seiner angenommenen Strenge — eine angenehme und intelligente, und gern hätte ich mich blos um seiner selbst willen auf freundschaftliche Weise mit ihm unterhalten.

Davon konnte jedoch jetzt keine Rede sein. Ich mußte dem Geiste meiner Ordre gemäß handeln — die Komödie mußte durchgeführt werden.

Indem ich daher die Flanken meines Pferdes

berührte, ritt ich bis an den Rand der Veranda und machte dem Don gegenüber Halt.

„Seid Ihr Don Ramon de Vargas?“

„Si, Sennor,“ war die Antwort im Tone zornigen Erstaunens.

„Ich bin Officier der amerikanischen Armee“ — ich sprach, um von den Knechten und Vaqueros gehört und verstanden zu werden, recht laut und natürlich spanisch. — „Ich bin abgeschickt, um mit Euch über eine Lieferung von Rindern für die Armee zu unterhandeln. Ich habe hier einen Befehl von dem Obergeneral —“

„Ich habe keine Rinder zu verkaufen,“ unterbrach mich Don Ramon in lautem, entrüstetem Tone. „Ich mag mit der amerikanischen Armee Nichts zu thun haben.“

„Dann, Sennor,“ entgegnete ich, „muß ich Eure Rinder ohne Eure Einwilligung nehmen. Ihr werdet dafür bezahlt werden, aber nehmen muß ich sie. Meine Ordre befiehlt mir, dies zu thun. Ueberdies müssen auch Eure Vaqueros uns begleiten und das Vieh nach dem amerikanischen Lager treiben.“

Indem ich dies sagte, winkte ich Holingsworth, welcher mit seinen Leuten hereingeritten kam. Dann ritt der ganze Trupp durch das Hinterthor und begann die erschrockenen Vaqueros zusammen zu treiben.

„Ich protestire gegen diese Räuberei!“ schrie Don Ramon. „Das ist eine Schändlichkeit, die den Gesetzen einer civilisirten Kriegsführung schnurstracks entgegenläuft! Ich werde an meine Regierung und eben so an die Eure appelliren! Ich werde mir Genugthuung zu verschaffen wissen.“

„Ihr werdet ja bezahlt werden, Don Ramon,“ sagte ich, und that, als ob ich mich bemühete, ihn zu besänftigen.

„Bezahlt, carrambo! — bezahlt von Räubern — von Flibustiern —“

„Na, na; mäßigt Euch ein wenig, alter Herr!“ rief Wheatley, der blos halb in die Sache eingeweiht war und daher fast in vollem Ernste sprach. „Hütet Eure Zunge, damit Ihr nicht Etwas einbüßt, was für Euch von noch größerm Werthe ist, als Eure Rinder. Vergeßt nicht, wen Ihr vor Euch habt!“

„Tejanos! ladrones!“ schrie Don Ramon mit einem Nachdrucke auf dem zweiten Worte, welcher Wheatley ganz gewiß bewogen hätte, seinen Revolver aus dem Gürtel zu ziehen, wenn ich nicht in diesem Augenblicke dem Lieutenant ein Wort in's Ohr geflüstert hätte.

„Verdammt wäre der alte Schurke!“ murmelte er mir zur Antwort zu; „ich dachte, es wäre wirklich sein Ernst.“

„Schaut her, alter Bursche," fuhr er, zu Don Ramon gewendet, fort. „Wegen der Dollars braucht Ihr keine Angst zu haben. Onkel Sam ist ein liberaler Geschäftsmann und guter Zahlmeister. Ich wollte, Eure Rinder wären mein und ich könnte das Geschäft machen. Werft daher, wenn es Euch beliebt, nicht so viel mit filibusteros und ladrones um Euch — freigeborene Texaner sind an dergleichen Ehrentitel nicht gewöhnt."

Don Ramon machte dem Zwiegespräche plötzlich ein Ende, indem er zornig die Vorhänge zuzog und sich unsichtbar machte.

Während dieses ganzen Auftritts hatte es mir nicht wenig Mühe gekostet, meine Ernsthaftigkeit zu bewahren.

Dabei bemerkte ich, daß es dem alten Mexikaner eben so ging. Es lauerte ein lachender Teufel in dem Winkel seines blitzenden Auges, und ein oder zwei Mal glaubte ich, daß entweder er oder ich aus der Rolle fallen würden.

Mit mir wäre dies ganz gewiß der Fall gewesen, wenn nicht mein Herz und meine Augen den größten Theil dieser Zeit einer andern Richtung zugewendet gewesen wären.

Was den Don betraf, so spielte er eine sehr wichtige Rolle, und ein Argwohn von Seiten einiger

seiner Lederjacken, welche dem Gespräche zuhörten, hätte ihn später in Ungelegenheit bringen können. Die meisten davon waren seine Diener und Untergebenen, aber nicht alle. Es befanden sich darunter auch freie Rancheros — einige, welche zu der Pueblita selbst gehörten, einige vielleicht, welche sogar bei Pronunciamentos eine Rolle gespielt — welche bei Wahlen mit stimmten und sich Bürger nannten.

Der Don hatte daher guten Grund, sich zu verstellen, und führte seine Aufgabe ganz prächtig durch.

Als er den Vorhang zuzog, klang sein halbgeflüstertes nur von mir gehörtes „Adios, capitan!" herrlich und verheißungsvoll, und ich fühlte mich ziemlich zufrieden, als ich mich in dem Sattel emporrichtete und Befehl zum Zusammentreiben der Rinder ertheilte.

Neuntes Kapitel.

„Un Papelito."

Wheatley ritt nun dem Trupp nach, welcher mit Holingsworth schon in den Corral hineingeritten war. Eine Anzahl Treiber wurden schnell in Dienst gepreßt, und mit diesen begaben sich die beiden Lieutenants nach der Ebene am Fuße des Hügels, wo die meisten von Don Ramon's Thieren weideten.

Ich blieb demzufolge allein, nämlich mit Ausnahme der Gesellschaft von einem halben Dutzend bepantoffelter Dirnen, den Göttinnen der Küche, welche, in der Ecke des Patio beisammenstehend, mich mit einem Gemische von Neugier und Furcht betrachteten.

Die Vorhänge der Veranda blieben hermetisch verschlossen, und obschon ich nach jeder Oeffnung

blickte, welche einem beobachtenden Auge irgend eine Möglichkeit darzubieten schien, so schien sich doch Niemand dahinter zu rühren.

„Zu vornehm — vielleicht gleichgültig?“ dachte ich.

Die letztere Voraussetzung war für meine Eitelkeit keineswegs schmeichelhaft. „Jetzt, wo die Luft rein ist, könnte Don Ramon wohl mich auffordern, zu ihm hineinzukommen. Doch nein, jene Mestizen würden schwatzen. Ich sehe ein, es geht nicht. Es wird am Besten sein, wenn ich die Sache aufgebe und meinem Trupp nachreite.“

Während ich mein Pferd herum warf, um diese Absicht in Ausführung zu bringen, fiel mir der Springbrunnen wieder in die Augen. Sein Wasser erinnerte mich daran, daß ich durstig war, denn es war ein Julitag und zwar ein heißer.

Ein Kürbisbecher stand auf dem Rande des Bassins.

Ohne abzusteigen, war ich im Stande, das Gefäß zu ergreifen. Ich füllte es mit der kühlen, funkelnden Flüssigkeit und trank es aus.

Es war sehr gutes Wasser, aber doch kein Canario oder Xeres.

Noch einmal den Vorhang mit den Augen überfliegend, ritt ich mürrisch und mit dem peinlichen

Gefühl der getäuschten Erwartung zu dem Hinterthore hinaus.

Sobald ich die Gebäude einmal hinter mir hatte, genoß ich die volle Aussicht auf die mir schon bekannte Wiese, hielt mein Pferd an und beobachtete das lebensvolle Schauspiel, welches hier vor sich ging.

Halbwilde Stiere rannten in toller Wuth hin und her, Vaqueros saßen auf ihren leichten Mustangs mit fliegender Schärpe und geschwungenem Lasso. Die Scharfschützen auf ihren schwereren Rossen konnten den gewandteren, geübten Hirten nur eine schwerfällige Hilfe leisten.

Andere trieben bereits gesammelte und zum Gehorsam gebrachte Heerden davon und alles Dies geschah unter dem wilden Gebrüll der Stiere, dem Geschrei und Gelächter der entzückten Reiter und dem gellenden Rufe der Vaqueros und Knechte.

Das Ganze bildete ein Gemälde, welches ich unter andern Umständen mit großem Interesse betrachtet haben würde.

Jetzt aber war ich dazu keineswegs aufgelegt, und obschon ich einige Minuten lang meine Augen darauf heftete, so schweiften doch meine Gedanken anderswohin.

Ich gestehe, daß ich die weibliche Neugier für

etwas Unbesiegbares halte. Daß eine solche Scene unter den Fenstern des aristokratischsten Hauses vorgehen könnte, ohne daß dessen aristokratischste Bewohnerin sich herabließe, einen Blick darauf zu werfen, das konnte ich nicht glauben. Ueberdies war Isolina ja gerade das Gegentheil.

„Ha! Trotz jenes eifersüchtigen Vorhangs blicken diese schönen Augen durch irgend eine Oeffnung — durch ein Fenster oder eine Schießscharte!“

Und mit diesem Gedanken wendete ich das Gesicht wieder nach dem Gebäude.

Gerade in diesem Augenblicke fiel mir ein, daß ich die Front des Hauses nicht genugsam recognoscirt hatte.

Als wir uns derselben näherten, hatte ich bemerkt, daß die Läden der Fenster geschlossen waren. Diese aber öffneten sich nach innen und seit dieser Zeit konnte der eine oder der andere ein wenig gelüftet worden sein. Nach meiner Kenntniß vom Innern der mexikanischen Häuser wußte ich, daß diese vordern Räume die vornehmsten Zimmer — die Sala und den großen Cuarto oder Speisezimmer enthielten, gerade die, wo die Bewohner um diese Stunde zu finden sein mußten.

„Narr!“ dachte ich, „daß ich so lange in dem Patio geblieben bin. Wäre ich nach den Vorder-

fenstern herumgeritten, so hätte ich — doch es ist ja auch jetzt noch nicht zu spät — die Möglichkeit ist immer noch da."

Von dieser neuen Hoffnung beseelt, ritt ich durch den Corral zurück und wieder in den Patio hinein. Die braunen Mestizen waren immer noch da, standen ängstlich und schnatternd beisammen und der Vorhang befand sich noch in demselben geschlossenen Zustande. Ein Blick darauf war Alles, was ich ihm schenkte, und ohne anzuhalten, ritt ich über den gepflasterten Hof und unter den gewölbten Saguan hinein.

Das massive Thor stand offen, wie wir es verlassen, und als ich in die kleine Loge des Thorwärters schaute, bemerkte ich, daß sie leer war.

Der Mann hatte sich aus Furcht vor einem zweiten Zusammentreffen mit dem texanischen Lieutenant versteckt.

Einen Augenblick später war ich zum Thore hinaus und wollte eben mein Pferd herumlenken, um die Fenster genau in Augenschein nehmen zu können, als ich das Wort „Capitan" von einer Stimme aussprechen hörte, welche sanft klang wie ein Silberglöckchen und gleich himmlischer Musik mein Herz erbeben machte.

Ich schaute nach den Fenstern. Von daher

kam die Stimme nicht, denn sie waren verschlossen wie je. Woher? — Ehe ich noch Zeit hatte, mir diese Frage vorzulegen, ward das „Capitan“ in etwas lauterem Tone wiederholt, und nun bemerkte ich, daß die Stimme von oben kam — von der Azotea.

Ich warf mein Pferd herum und richtete gleichzeitig meine Augen aufwärts. Ich konnte Niemanden sehen; gerade in diesem Augenblicke aber streckte sich ein Arm, welcher der Büste einer Venus hätte angefügt werden können, durch eine Oeffnung in der Brustwehr.

In der von Juwelen funkelnden kleinen Hand sah ich etwas Weißes, was ich nicht eher deutlich zu unterscheiden vermochte, als bis ich es auf dem Grase liegen sah, während gleichzeitig das Wort „Un papelito“ an mein Ohr schlug.

Ohne Zögern stieg ich ab — setzte mich in Besitz des papelito oder Zettels, schwang mich wieder in den Sattel und blickte aufwärts.

Ich hatte mit Fleiß mein Pferd in einiger Entfernung von der Mauer halten lassen, um diese besser überschauen zu können.

Ich sah mich auch nicht getäuscht — Isolina! Das Gesicht, das liebliche Gesicht, war eben durch die durchbrochene Brustwehr hindurch sichtbar. Die

großen braunen Augen betrachteten mich mit jenem halb innigen, halb spöttischen Blicke, den ich schon bemerkt und der in mir sowohl Freude als Schmerz erweckte.

Ich stand im Begriff, sie anzureden, als ich den Ausdruck sich plötzlich ändern sah. Ein eiliger Blick ward rückwärts geworfen, als ob die Annäherung Jemandes sie störte. Ein Finger ruhte einen Augenblick lang auf ihren Lippen und dann verschwand das Gesicht hinter der schirmenden Wand der Brustwehr.

Ich verstand das universelle Symbol und verhielt mich ruhig.

Einige Augenblicke lang war ich unentschlossen, ob ich gehen oder bleiben sollte. Sie hatte sich augenscheinlich von der Vorderseite des Gebäudes zurückgezogen, obschon sie noch auf der Azotea war. Irgend Jemand hatte sich zu ihr gesellt und ich hörte wechselnde Stimmen, wobei ihre eigene von dem rauheren Tone eines Mannes abstach. Vielleicht war es ihr Vater — vielleicht jener Andere — unangenehme Vermuthung!

Ich stand schon im Begriff, davonzureiten, als mir einfiel, daß ich wohlthun würde, erst von dem Inhalte des Papelito Kenntniß zu nehmen. Vielleicht verbreitete derselbe einiges Licht über die Situation

und setzte mich in den Stand, die angenehmere Alternative zu wählen und noch eine Weile länger in der Nähe des Hauses zu bleiben.

Ich hatte das Billet in die Brusttasche meines Uniformrocks gesteckt und sah mich nun nach einem Orte um, wo ich es unbemerkt hervorziehen und lesen könnte.

Der große, schattige, einsame, gewölbte Thorweg bot die gewünschte Gelegenheit, und mein Pferd darauf zulenkend, ritt ich wieder in den Saguan hinein.

Indem ich mich so postirte, daß mein Gesicht von den Cocineras oder braunen Köchinnen nicht gesehen werden konnte, zog ich den Streifen zusammengefalteten Papieres heraus und strich ihn glatt.

Obschon die Worte mit Bleistift und augenscheinlich in großer Eile geschrieben waren, so kostete es mir doch keine Mühe, sie zu entziffern.

Mein Herz pochte frohlockend, als ich las:

„Capitan, ich weiß, Ihr werdet unsere trockene Gastfreundschaft verzeihen. Ein Becher kalten Wassers — ha! ha! ha! Erinnert Euch, was ich Euch gestern sagte: Wir fürchten unsere *Freunde* mehr, als unsere *Feinde*, und wir haben einen Gast im Hause, den mein Vater mehr fürchtet als

Euch und Eure entsetzlichen Filibusteros. Ich bin wegen meines von Euch niedergeschossenen Lieblings nicht mehr böse auf Euch, aber Ihr habt mir auch meinen Lasso mitgenommen. Ach, Capitan, wollt Ihr mir denn Alles rauben? Adios.

„Isolina."

Ich steckte das Papier wieder in meine Brusttasche und dachte eine Weile über den Inhalt nach. Ein Theil desselben war mir ziemlich klar — der Rest aber undurchdringliches Geheimniß.

Wir fürchten unsere Freunde mehr, als unsere Feinde. Ich war in den Stand der Dinge genugsam eingeweiht, um zu verstehen, was diese in schlauen Worten ausgedrückte Redensart bedeuten sollte. Sie bedeutete einfach, daß Don Ramon de Vargas ein Ayankieado, oder mit andern Worten, ein Freund der amerikanischen Sache, oder, wofür gewisse Schreihälse von Demagogen ihn erklärt haben würden, ein Verräther an seinem Vaterlande war.

Dennoch aber folgte daraus nicht, daß er irgend Etwas von diesem war. Er konnte den amerikanischen Waffen Glück wünschen und dennoch ein treuer Freund seines Landes bleiben — nicht einer jener bigotten Verblendeten, auf deren Fahne das Räubermotto „Unser Vaterland — Recht oder Unrecht"

zu lesen ist, sondern ein aufgeklärter Patriot, welcher eher wünschte, daß Mexiko unter fremder Herrschaft Frieden und Glück genösse, als daß es unter der eisernen Herrschaft einheimischer Despoten in Anarchie verharrte.

Was liegt denn auch in dem leeren Namen Unabhängigkeit ohne Frieden, ohne Freiheit? Der Patriotismus in seinem gewöhnlichen Sinne ist im Grunde genommen eine nur zweifelhafte Tugend — vielleicht eher ein Verbrechen! Es wird ein Tag kommen, wo man dies einsehen lernt — ein Tag in der fernen Zukunft, wo diese Tugend durch eine Tugend höherer Art verdrängt wird — durch den Patriotismus, der keine Grenzen der Nation kennt, sondern dessen Vaterland die ganze Erde ist. Das aber wäre kein Patriotismus.

War Don Ramo de Vargas ein Mann in diesem Sinne — ein Mann des Fortschritts, welcher nicht darnach fragte, ob der Name Mexiko's von der Karte vertilgt würde, dafern nur Friede und Gedeihen unter einem andern Namen seinem Vaterlande geschenkt würden?

Gehörte Don Ramon zu diesen?

Es war möglich. Es gab damals deren viele in Mexiko und zwar größtentheils unter der Klasse,

welcher Sennor de Vargas angehörte — unter den Ricos oder Grundeigenthümern. Weßhalb die Ayankieados zu der Klasse der Ricos gehörten, läßt sich sehr leicht erklären.

Die Hinneigung Don Ramon's zu der amerikanischen Sache hatte aber vielleicht auch weniger erhabene Beweggründe. Vielleicht hatten die 5000 Stück Rinder Etwas damit zu thun. Natürlich konnte ich hierüber nicht mit Bestimmtheit urtheilen; auch überlegte ich mir die Sache nicht lange. Ich dachte blos darüber nach, weil ich darin eine Erklärung der zweideutigen Redensart zu finden hoffte, welche seine schöne Tochter nun schon zwei Mal gebraucht: „Wir fürchten unsere Freunde mehr als unsere Feinde."

Nach beiden Voraussetzungen hin war der Sinn klar.

Was aber nachfolgte, war weit entfernt, eben so klar zu sein.

Ein Gast war im Hause, den ihr Vater fürchtete!

Wer konnte dieser Gast sein? Wer anders als Ijurra?

Ijurra aber war ihr Vetter — wenigstens hatte sie dies gesagt.

Wenn er aber ein Vetter war, warum fürchtet man ihn dann?

Oder war vielleicht noch ein anderer Gast im Hause?

Das war möglich — ich war ja nicht darin gewesen.

Das Haus war groß genug, um noch einen — um noch zehn Gäste aufzunehmen.

Trotzdem aber kehrten meine Gedanken fortwährend zu Ijurra zurück — warum, weiß ich selbst nicht; ich konnte aber einmal nicht dem Glauben widerstehen, daß er die bezeichnete Person — der Gast sei, den man „fürchtete“.

Das Benehmen, welches ich am Tage zuvor bemerkt — das erste und einzige Mal, wo ich den Mann überhaupt gesehen — seine an Isolina gerichteten zornigen Worte und Blicke — ihre anscheinende Furcht vor ihm — dies ohne Zweifel war es, was meine Instinkte leitete, und endlich kam ich zu der Ueberzeugung, daß er der von Don Ramon gefürchtete Feind sei. Und auch sie fürchtete ihn.

„Gott gebe, daß sie ihn nicht auch liebt!“

So sagte ich bei mir selbst, während ich zur Erwägung der Schlußworte des eiligst geschriebenen Zettels überging.

Auch in diesen stieß ich auf Zweideutigkeit des Ausdrucks. Ob ich ihn richtig deutete, konnte nur die Zeit lehren. Vielleicht war mein Wunsch zu sehr der Erzeuger meiner Gedanken, denn mit frohlockendem Herzen ritt ich aus dem Thorwege hinaus.

Zehntes Kapitel.

Eine alte Feindschaft.

Ich ritt langsam und nur wenige Schritte, bevor ich mein Pferd wieder anhielt. Obschon ich der Meinung war, daß längeres Verweilen nutzlos und eine Unterredung mit Isolina, wenigstens an diesem Tage, unmöglich wäre, so konnte ich mich doch nicht des Wunsches entschlagen, noch ein wenig in ihrer Nähe zu bleiben. Vielleicht erschien sie wieder auf der Azotea — wenn auch nur auf einen Augenblick, wenn auch nur, um mir mit der Hand ein Lebewohl zuzuwinken, wenn auch nur —

Als nur noch eine kurze Entfernung mich von der Mauer des Hauses schied, zog ich den Zügel an, drehete mich in dem Sattel um und schaute zurück nach der Brustwehr. Ein Gesicht war allerdings

an der Stelle, wo das ihre gewesen, aber o, welch ein Contrast zwischen ihren lieblichen Zügen und denen, welche jetzt meinem Blicke begegneten! Hyperion gegen den Satyr!

Nicht als ob das Gesicht, welches ich jetzt erblickte, häßlich gewesen wäre! Es giebt Leute, und darunter auch Frauen, welche es schön genannt haben würden — in meinen Augen aber war es widerwärtig.

Ich muß bekennen, daß diese Widerwärtigkeit, oder richtiger gesagt, die Ursache derselben mehr in dem moralischen als in dem physischen Ausdrucke beruhte; vielleicht hätte sich ein wenig davon auch in meinem eigenen Herzen gefunden. Unter andern Umständen würde ich dieses Gesicht nicht so lieblos kritisirt haben.

Nicht Jedermann dachte wie ich von dem Gesichte Raphael Ijurra's — denn er war es, welcher über die Brustwehr hinweg mich jetzt anschaute.

Unsere Augen begegneten sich, und dieser erste Blick drückte dem Verhältnisse zwischen uns sein Gepräge auf — Feindschaft für's ganze Leben.

Kein Wort fiel und dennoch sagten die Blicke des Einen dem Andern in den schlichtesten Worten: Ich bin Dein Feind!

Hätten wir es mit wilden Schwüren und mit

allen bittern Hyperbeln der Beleidigung besiegelt; so würde es dennoch keiner von uns tiefer und peinlicher empfunden haben.

Ich will dieses Gefühl plötzlicher und unausgesprochener Feindschaft nicht näher analysiren, obschon die Philosophie desselben ziemlich einfach ist.

Auch Du hast es erfahren, lieber Leser — vielleicht mehr als ein Mal in Deinem Leben, ohne daß Du deßwegen im Stande gewesen wärest, es zu erklären. Ich befinde mich nicht in diesem Dilemma — ich könnte es ziemlich leicht erklären, aber es verdient kaum eine Erklärung. Es genüge, wenn ich sage, daß ich, während ich das Gesicht dieses Mannes betrachtete, dieses Gefühl in all' seiner Stärke hegte.

Ich habe diese Feindschaft eine unausgesprochene genannt.

Dieser Ausdruck ist nicht richtig gewählt. Unsere Feindschaft sprach sich auf beiden Seiten vollkommen aus, wenn auch nicht in Worten.

Worte sind nur matte Symbole einer Leidenschaft im Vergleich mit der Leidenschaft selbst, wenn sie sich durch die geballte Faust, die zusammengekniffenen Lippen, das blitzende Auge, die umwölkte Wange, das rasche Spiel der Muskeln kundgiebt.

Nur matte Symbole, sagen wir, sind Worte im Vergleich mit Anzeichen wie diese.

Zwischen Ijurra und mir wurden keine Worte gewechselt, es bedurfte auch keiner. Jeder erkannte in dem Andern einen Nebenbuhler — einen Nebenbuhler in der Liebe, einen Mitbewerber um das Herz einer reizenden Dame, der reizendsten in Mexiko! Es ist überflüssig, zu sagen, daß unter solchen Umständen Einer den Andern auf den ersten Blick haßte.

In Ijurra's Gesichte las ich noch mehr.

Ich sah einen Mann von schlechtem Herzen und rohem Gemüthe vor mir. Seine großen und, die Wahrheit zu sagen, schönen Augen hatten einen thierischen Ausdruck. Sie waren nicht ohne Intelligenz, aber dies machte die Sache nur um so schlimmer, denn diese Intelligenz war der Ausdruck der Wildheit und Falschheit. Seine Schönheit war die Schönheit des Panthers.

Er hatte das Ansehen eines gebildeten Mannes, welcher gewohnt ist, auf dem Felde der Liebe zu siegen und der seinen Sieg mit herzloser Rücksichtslosigkeit verfolgt.

O Geheimniß unserer Natur! Es giebt Frauen, welche solche Männer lieben.

Aber auch noch mehr las ich in Ijurra's Gesichte:

Er kannte mein Geheimniß!

Der bedeutsame Blick seines Auges sagte es mir. Er wußte, weßhalb ich hier verweilte. Das satyrische Lächeln, welches seinen Mund umspielte, bestätigte es.

Er sah meine Bemühungen, eine Unterredung zu erlangen, und betrachtete, auf seine eigene Stellung vertrauend, die Vereitelung meiner Absicht als Etwas, was ihm Amüsement gewährte.

Alles Dies errieth ich an dem sardonischen Grinsen, welches aus allen seinen Zügen leuchtete.

Während wir so einander unverwandt anschauten, ward dieses Grinsen zu herausfordernd, um länger schweigend hingenommen zu werden. Ich konnte dieses satyrische Lesen meiner Gedanken nicht mehr ertragen. Die Beleidigung war so offenkundig, als wenn sie in Worten ausgesprochen worden wäre, und ich stand im Begriff, meine Zuflucht zu einer mündlichen Antwort zu nehmen, als das Geräusch von Hufschlägen mich bewog, meine Augen nach der entgegengesetzten Richtung hinzuwenden.

Ein Reiter kam in directer Richtung von den Weideplätzen den Hügel herauf. Ich sah, daß es einer der Lieutenants, nämlich Holingsworth war.

Es dauerte nicht lange, so war er zur Stelle und machte dicht vor mir Halt.

„Capitain Warfield,“ sagte er in offiziellem Tone, „die Rinder sind zusammengetrieben; sollen wir nun —“

Er stockte, denn sein Auge richtete sich zufällig nach der Azotea empor und haftete auf Ijurra's Gesichte. Er zuckte förmlich zusammen, als ob eine Schlange ihn gestochen hätte. Seine hohlen Augen schienen ihm förmlich aus dem Kopfe zu treten, während die Muskeln seines Halses und seiner Kinnbacken sich krampfhaft verzerrten.

Einen Augenblick lang schien die verzweifelte Leidenschaft ihm den Athem zu rauben, und während er so schwieg, machte mich der Ausdruck seiner Augen in hohem Grade betroffen.

Es war ein Ausdruck wahnsinniger Freude und stand übel diesem Gesichte an, auf welchem ich niemals ein Lächeln wahrgenommen. Dieser seltsame Blick aber erklärte sich bald — es war nicht Freundschaft, sondern die Freude über in Aussicht stehende Rache.

In ein wildes Gelächter ausbrechend, kreischte er:

„Raphael Ijurra, beim ewigen Gott!“

Diese laut ausgesprochene Erkennung äußerte ihre Wirkung.

Ich sah, daß Ijurra den Mann kannte, welcher ihn anredete. Sein dunkles Gesicht ward plötzlich

bleich und zeigte dann fahle, gelbe Flecken, während seine Augen funkelten und erschrocken und unstät umherrollten.

Er gab weiter keine Antwort, als daß er den Ausruf „Demonio!“ hören ließ — ein Wort, welches ihm unwillkürlich zu entschlüpfen schien. Er schien nicht im Stande, eine andere Antwort zu geben. Vor Ueberraschung und Furcht stand er sprachlos und wie angewurzelt da.

„Verräther! Schurke! Mörder!“ schrie Holingsworth; „endlich sehen wir uns wieder! Jetzt wollen wir unsere Rechnung ausgleichen!“

Und sofort richtete er die Mündung seiner Kugelbüchse auf den Einschnitt in der Brustwehr und zielte nach Ijurra's Gesichte.

„Halt, Holingsworth — halt!“ rief ich, indem ich meinem Pferde die Sporen gab und mit einem einzigen Satze dicht vor ihn hinsprengte.

Obschon mein Pferd augenblicklich gehorchte und ich eben so rasch den Lieutenant beim Arme faßte, so kam ich doch zu spät, um den Schuß zu verhindern. Doch ging dieser wenigstens fehl und die Kugel streifte, anstatt Raphael Ijurra vor die Stirn zu treffen, wie außerdem ganz gewiß der Fall gewesen wäre, den Mörtel der Brustwehr, so daß ihm eine Wolke Kalkstaub in's Gesicht flog.

Bis zu diesem Augenblicke hatte der Mexikaner keinen Versuch gemacht, sich dem Bereiche der Waffe seines Gegners zu entziehen. Er stand vor Schrecken wie angewurzelt.

Erst als der Knall der Büchse und der blendende Mörtel den Zauber brach, war er im Stande, sich herumzudrehen und zu fliehen.

Als der Staub verflogen war, sah man Ijurra's Kopf nicht mehr über der Mauer.

Ich wendete mich zu meinem Kameraden und rief ihm mit einiger Wärme zu:

„Lieutenant Holingsworth. Ich befehle —“

„Capitain Warfield,“ unterbrach er mich in kalt entschlossenem Tone, „in Allem, was den Dienst betrifft, könnt Ihr mir befehlen und ich werde Euch gehorchen. Dies aber ist eine Privatsache und bei dem ewigen Gott, ich würde selbst dem General — Doch, was verplaudere ich da die Zeit! Der Schurke wird entrinnen!“

Und ehe ich ihn oder den Zügel seines Pferdes fassen konnte, sprengte er an mir vorüber zu dem Thore hinein.

Ich folgte, so rasch ich konnte, und erreichte den Patio fast eben so bald als er, aber zu spät, um ihn an Ausführung seiner Absicht zu hindern.

Ich packte ihn am Arme, er aber rang sich mit

entschlossener Kraft los, indem er gleichzeitig aus dem Sattel sprang.

Mit dem Pistol in der Hand stürzte er die Treppe hinauf, während sein Schleppsäbel ihm auf den steinernen Stufen nachklirrte. Bald war er hinter der Brustwehr der Azotea meinen Augen entschwunden.

Ich sprang ebenfalls vom Pferde und folgte so schnell, als meine Beine mich zu tragen vermochten. Während ich die Treppe hinauf eilte, hörte ich oben laute Worte und Flüche, den Lärm von fallenden Gegenständen und dann zwei Schüsse, die rasch nach einander fielen.

Ich hörte das Gekreisch einer Frauenstimme und ein Stöhnen — das letztere von einem Manne.

„Einer von den Beiden ist todt oder dem Tode nahe!“ dachte ich.

Als ich die Azotea erreichte — was binnen wenigen Secunden geschah — fand ich hier vollkommenes Schweigen. Ich sah keinen Menschen, weder Mann noch Weib, weder Todte noch Lebendige.

Allerdings war der Platz wie ein Garten, mit Pflanzen, Gesträuchen und sogar Bäumen in riesigen Kübeln angefüllt. Ich konnte nicht Alles auf einmal überschauen. Vielleicht steckten sie hinter der Schirmwand der Blätter.

Ich rannte über das ganze Dach hin und her. Ich sah frisch zerbrochene Blumentöpfe. Das Poltern derselben hatte ich beim Heraufkommen gehört. Menschen aber sah ich nicht, weder Holingsworth noch Ijurra! Stehen konnten sie nicht, sonst hätte ich sie sehen müssen.

„Vielleicht liegen sie unter den Kübeln. Es fielen zwei Schüsse. Vielleicht sind Beide gefallen."

Aber wem gehörte die kreischende weibliche Stimme? War es Isolina gewesen?

Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und eilte nach einem andern Theile des Daches. Hier sah ich eine kleine Treppe, welche in das Innere des Hauses hinabführte. Ha! Auf diesem Wege mußten sie verschwunden sein. Und hatte Die, welche kreischte, vielleicht denselben Weg eingeschlagen?

Einen Augenblick lang zögerte ich und war unschlüssig, ob ich nachfolgen sollte. Es war indessen jetzt keine Zeit, lange Rücksicht auf Fragen der Etikette zu nehmen, und eben wollte ich die Treppe hinuntereilen, als ich außerhalb des Hauses schreien hörte und dann wieder den Knall eines Pistolenschusses vernahm.

Ich drehete mich herum und schritt rasch über die Azotea nach der Richtung hin, in welcher ich den Lärm vernommen.

Ich schaute über die Brustwehr.

Den Abhang des Hügels hinab rannten zwei Männer, so rasch sie konnten, einer hinter dem andern her. Der Hinterste hielt einen blanken Säbel in der Faust.

Es war Holingsworth, welcher Ijurra verfolgte!

Letzterer schien seinem rachsüchtigen Verfolger, der, mit seinen Waffen belastet, nicht so schnell laufen konnte, einen ziemlichen Vorsprung abzugewinnen. Der Mexikaner suchte augenscheinlich den Wald zu erreichen, welcher am Fuße des Hügels begann, und war auch binnen wenigen Minuten zwischen den Bäumen, hinter welchen er verschwand.

Gleich einem die Spur verfolgenden Hunde aber eilte Holingsworth ihm nach und verschwand an derselben Stelle.

In der Hoffnung, daß es mir noch möglich wäre, Blutvergießen zu verhindern, stieg ich schnell von der Azotea herunter, schwang mich auf mein Pferd und galoppirte den Hügel hinab. Ich erreichte den Rand des Waldes und verfolgte die Spur der beiden Feinde eine Strecke weit, endlich aber verlor ich sie und mußte Halt machen.

Einige Minuten lang stand ich still und horchte auf Stimmen, oder, was ich eher zu hören erwartete, den Knall eines Pistols.

Ich vernahm aber Nichts von Beidem.

Ich hörte blos das Schreien der Vaqueros auf der andern Seite des Hügels. Dies erinnerte mich an meine Pflicht und ich warf mein Pferd herum und ritt zurück nach der Hacienda.

Hier war Alles still und kein Mensch zu sehen. Die Bewohner des Hauses hatten sich in finstern und verriegelten Zimmern versteckt; selbst die Damen der Küche waren verschwunden, denn sie glaubten ohne Zweifel, es werde ein Angriff auf das Haus erfolgen und dann Raub und Plünderung stattfinden.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Holingsworth's seltsames Benehmen hatte meine Ideen in Unordnung gebracht. Ich hätte gern Zutritt verlangt und Don Ramon den Vorfall auseinandergesetzt, aber ich konnte ja keine Erklärung darüber geben. Ich bedurfte vielmehr selbst eine, und mit einem peinlichen Gefühle der Ungewißheit in Bezug auf den Ausgang ritt ich von dem Platze hinweg.

Ein halbes Dutzend Scharfschützen wurden an Ort und Stelle zurückgelassen, mit dem Befehl,

Holingsworth's Rückkehr abzuwarten und dann uns nachzugaloppiren, während der übrige Theil des Trupps mit Wheatley und mir an der Spitze der ungeheuren Heerde den Weg nach dem amerikanischen Lager einschlugen.

Eilftes Kapitel.

Raphael Ijurra.

Sehr übel gelaunt ritt ich entlang.

Die heiße Sonne und der staubige Weg waren nicht geeignet, meine durch den unangenehmen Vorfall herbeigeführte Verstimmung zu heben. Ich war mit meinem ersten Lieutenant, dessen Benehmen mir noch ein Geheimniß war, durchaus nicht zufrieden.

Wheatley konnte mir ebenfalls keine Erklärung geben. Wahrscheinlich handelte es sich, wie wir Beide glaubten, um eine alte Feindschaft — um Beleidigung und Rache.

Holingsworth war durchaus kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Mann von ganz eigenthümlichem Charakter und Temperament, und von dem, welcher jetzt an meiner Seite ritt, so verschieden wie Säure vom Alkali.

Wheatley war ein heiterer, flotter Gesell, in halb mexikanischem Costüm, und verstand ein wildes Pferd zu reiten und den Lasso zu werfen so gut wie ein Vaquero.

Er war ein ächter Texaner, fast von Geburt. Er hatte das Schicksal der jungen Republik seit den Tagen Austin's getheilt und fühlte sich nie glücklicher, als während er an dem Grenzkriege betheiligt war, der mit geringen Unterbrechungen gegen mexikanische oder indianische Feinde geführt worden, seitdem der einsame Stern sein Banner entfaltet hatte.

Und kein Neuling war daher Wheatley. Obschon noch jung, war er doch, was die Texaner einen „alten indianischen Kämpfer" nennen — ein ächter texanischer Büchsenschütze.

Holingsworth war nicht aus Texas gebürtig, sondern aus Tennessee, obschon Texas einige Jahre lang seine zweite Heimath gewesen war.

Es war nicht das erste Mal, daß er den Rio Grande überschritten. Er hatte die unglückliche Expedition nach Mier mitgemacht, den Tod der Mehrzahl seiner Waffengefährten überlebt, war dann in Ketten nach Mexiko geschleppt und hier gezwungen worden, bis an die Brust im Schlamme der großen Zancas oder Kanäle zu arbeiten, welche die Straßen der Stadt durchschneiden,

Eine solche Erfahrung erklärte vielleicht den ernsten, etwas strengen Ausdruck, der gewöhnlich auf seinem Antlitze ruhete und ihm einen menschenfeindlichen Anstrich verlieh.

Ich habe schon beiläufig gesagt, daß ich ihn niemals lächeln sah — niemals. Er sprach wenig und in der Regel nur über Dienstangelegenheiten. Zuweilen aber, wenn er sich allein glaubte, hörte ich ihn Drohungen murmeln, während ein krampfhaftes Zucken der Muskeln und ein mechanisches Ballen der Fäuste seine Worte begleitete, als ob er einem Todfeinde gegenüber stünde.

Mehr als einmal hatte ich diese wahnsinnigen Ausbrüche bemerkt, ohne Etwas von der Ursache derselben zu wissen. Harding Holingsworth — so war sein ganzer Name — war ein Mann, gegen den man sich nicht so leicht die Freiheit herausnahm, ihm eine Erklärung seiner Handlungsweise abzuverlangen. Sein Muth und seine Kühnheit waren unter den Texanern wohlbekannt, und es ist eigentlich überflüssig, dies hier zu erwähnen, da er ja sonst nimmermehr zur Zahl ihrer Anführer gehört haben würde. Männer wie diese, welche ihre Offiziere selbst wählen, vertrauen ihr Leben nicht so leicht der Führung eines Neulings oder Feiglings an.

Wheatley und ich besprachen die Sache, wäh-

rend wir neben einander herritten, und bemüheten uns, einen Grund für Holingsworth's Benehmen ausfindig zu machen.

Wir waren eben Beide zu dem Schlusse gekommen, daß es sich hier um eine alte Feindschaft, vielleicht im Zusammenhange mit der Mier-Expedition handele, als ich zufällig den Namen des Mexikaners erwähnte.

Bis diesen Augenblick hatte der texanische Lieutenant — der auf der andern Seite des Hügels mit dem Zusammentreiben der Rinder beschäftigt gewesen — weder Ijurra gesehen, noch seinen Namen nennen hören.

„Ijurra?" rief er stutzend, indem er zugleich sein Pferd anhielt und sich mit fragendem Blicke zu mir wendete.

„Ja, Ijurra."

„Raphael Ijurra, glaubt Ihr?"

„Ja, Raphael — so heißt er."

„Ein langer Kerl mit schwarzem Haar und vollem Bart und von keineswegs häßlichem Aussehen?"

„Ja, ja; diese Beschreibung paßt auf ihn," entgegnete ich.

„Wenn es derselbe Raphael Ijurra ist, welcher früher in San Antonio wohnte, so giebt es mehr als einen Texaner, der ihm mit Vergnügen das Le-

benslicht ausbliese. Es muß derselbe sein — es giebt nicht zwei von demselben Namen — wenigstens ist dies nicht wahrscheinlich."

„Was wißt Ihr von ihm?"

„Was ich von ihm weiß? — Daß er so ziemlich der allerniederträchtigste Schurke in ganz Texas und Mexiko zusammengenommen ist, und das ist viel gesagt. Raphael Ijurra? Ja, zum Teufel, es kann Niemand anders sein, und Holingsworth — ja jetzt fällt mir's ein, er muß es sein und Harding Holingsworth hat vielleicht mehr als irgend ein anderer Mensch Grund gehabt, sich das Gesicht dieses Schurken zu merken."

„Wie meint Ihr das? Erklärt Euch deutlicher."

Der Texaner schwieg einen Augenblick, wie um seine zerstreuten Erinnerungen zu sammeln, und begann dann zu erzählen, was er von Raphael Ijurra wußte.

Seine Mittheilung lautete, mit Hinweglassung der sie ausschmückenden Schimpfreden und Flüche, der Hauptsache nach folgendermaßen:

Raphael Ijurra war von Geburt ein Texaner von mexikanischer Abstammung. Früher hatte er eine Hacienda in der Nähe von San Antonio de Bexar mit anderm beträchtlichen Eigenthum besessen, welches er Alles verspielt oder auf andere Weise durchgebracht

hatte, so daß er zu einem Spieler von Profession herabgesunken war.

Bis zu der Zeit der Mier-Expedition hatte er für einen Bürger von Texas unter dem neuen Regime gegolten und viel patriotische Anhänglichkeit an die junge Republik zur Schau getragen. Als das Unternehmen gegen Mier in Begriff stand organisirt zu werden, besaß Ijurra so viel Einfluß, daß er zu einem der Offiziere gewählt ward.

Niemand setzte Zweifel in seine Treue gegen die gemeinschaftliche Sache. Er war einer von Denen, welche während der Rast bei Laredo zu dem unklugen Vorrücken gegen Mier riethen und seine mit Grund anzunehmende Kenntniß des Landes — dessen Sohn er war — gab seinem Rathe Gewicht.

Später erwies sich, daß sein Rath auf den Nutzen des Feindes abzweckte, mit welchem er in heimlichem Briefwechsel stand.

Am Abende vor der Schlacht ward Ijurra vermißt. Die texanische Armee ward nach tapferer Vertheidigung und nachdem sie mehr Feinde getödtet als ihre eigene Anzahl betrug, gefangen genommen und nach der Hauptstadt Mexiko gebracht.

Wie groß aber war das Erstaunen der texanischen Gefangenen, als sie am zweiten oder dritten Tage ihres Marsches plötzlich Raphael Ijurra in der

Uniform eines mexikanischen Offiziers und zu ihrer Escorte gehörig erblickten!

Wären ihnen die Hände nicht auf den Rücken gebunden gewesen, so hätten sie ihn ganz gewiß sofort in Stücken gerissen, so wüthend waren sie über diesen schwarzen Verrath.

„Ich befand mich damals nicht mit in dieser häßlichen Patsche," fuhr der Lieutenant fort. „Ich lag vielmehr zum Glück fieberkrank in Bracos, sonst hätte ich wahrscheinlich auch meine Bohne mit ziehen müssen!"

Ich wußte recht wohl, was Wheatley mit diesem Bohnenziehen meinte.

Jeder, welcher die Geschichte jenes unglücklichen Unternehmens gelesen hat, wird sich entsinnen, daß die Texaner, durch Mißhandlungen auf's Aeußerste gereizt, sich über ihre Escorte herwarfen, dieselbe entwaffneten und besiegten, später aber bei ihrem schlecht geleiteten Versuche, zu entkommen, fast Alle wieder gefangen genommen und decimirt wurden, so daß jeder zehnte Mann niedergeschossen ward wie ein Hund.

Die Wahl der Schlachtopfer geschah durch's Loos und man bediente sich dabei der mexikanischen schwarzen und weißen Bohnen (Frijoles). Eine der Anzahl der Gefangenen entsprechende Quantität

Bohnen ward in eine irdene Olla gethan, nachdem auf je neun weiße Bohnen eine schwarze abgezählt worden. Wer die schwarze Bohne zog, mußte sterben.

Während des Ziehens dieser furchtbaren Lotterie ereigneten sich Vorfälle, welche so heldenmüthige Charakterzüge bethätigten, wie nur je in der Geschichte des Alterthums aufgezeichnet worden.

Man lese, was ein Augenzeuge darüber sagt:

„Alle zogen ihre Bohnen mit männlicher Würde und Festigkeit. Einige von leichterem Temperament machten ihre Scherze über das blutige Trauerspiel. Der Eine sagte: „Wer heute Bohnenkönig wird, der kann lachen“ — ein Anderer: „Das ist eine merkwürdige Lotterie! Hier giebt es neunmal mehr Treffer als Nieten.“

Robert Beard, der sehr krank auf der Erde lag, rief seinen Bruder William herbei und sagte: „Bruder, wenn Du eine schwarze Bohne ziehst, so trete ich an Deine Stelle — ich will gern sterben.“ „Nein,“ antwortete der Bruder, „ich bin stärker als Du und besser im Stande zu sterben.“

Als Major Cocke die verhängnißvolle Bohne zog, hielt er sie zwischen Daumen und Zeigefinger empor und sagte mit verächtlichem Lächeln: „Sagte ich’s nicht, Jungens? Mein ganzes Lebenlang habe ich in der Lotterie stets Glück gehabt.“ Dann setzte

er kaltblütig hinzu: „Man raubt mir weiter Nichts als vierzig Lebensjahre.“

Als Henry Whaling, einer von Cameron's besten Kämpfern, seine schwarze Bohne zog, sagte er in heiterem Tone: „Na, mit mir profitiren sie doch Nichts, denn ich weiß, daß ich ihrer fünfundzwanzig niedergehauen habe.“ Dann verlangte er mit fester Stimme sein Mittagsbrot und setzte hinzu: „Um dieses sollen sie mich nicht betrügen.“ Mit diesen Worten setzte er sich nieder, aß mit großem Appetite und rauchte eine Cigarre. Zwanzig Minuten später hatte er aufgehört zu leben.

Die Mexikaner feuerten fünfzehn Kugeln auf Whaling ab, ehe er starb!

Der junge Torrey, ein noch ganz junger Mann, dem Geiste nach aber ein Riese, sagte, „er sei vollkommen bereit, seinem Schicksale entgegenzugehen — für den Ruhm seines Vaterlandes habe er gefochten und für diesen Ruhm wolle er auch sterben.“

Edward Este sprach von seinem Tode mit der kaltblütigsten Gleichgültigkeit.

Cash sagte: „Na, sie haben mit Oberst Tannin meinen Bruder ermordet und stehen nun im Begriff, auch mich zu ermorden.“

J. L. Jones sagte zu dem Dolmetscher: „Sagt dem Offizier, er solle sich die Männer ansehen,

welche sich nicht fürchten, für ihr Vaterland zu sterben."

Capitain Eastland benahm sich mit der patriotischsten Würde und wünschte, daß sein Vaterland seinen Tod nicht besonders rächen solle.

Major Dunham sagte, er sei bereit, für sein Vaterland zu sterben.

James Ogden lächelte mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe über sein Schicksal und sagte: „Ich bin bereit, es über mich ergehen zu lassen."

Der junge Robert W. Harris benahm sich auf die standhafteste Weise und forderte seine Kameraden auf, ihre Ermordung zu rächen.

* *
*

Sie wurden an einander gefesselt — dann verband man ihnen die Augen und setzte sie auf einen Baumstamm an einer Mauer, mit dem Rücken ihren Henkern zugewendet. Sie alle baten den Offizier, er möge sie von vorn und aus kurzer Entfernung erschießen lassen, und sagten, sie scheueten sich nicht, dem Tode in's Auge zu schauen. Dieser Bitte aber ward von dem Mexikaner nicht stattgegeben, und um seine Grausamkeit so raffinirt als möglich zu machen, ließ er das Feuer aus ziemlicher Entfernung eröffnen und zehn bis zwölf Minuten lang fortsetzen, so daß jene Helden auf eine Weise

zerfetzt und verstümmelt wurden, welche zu entsetzlich ist, um hier beschrieben zu werden.

Wenn man von den Thermopylen spricht, denke man auch an Texas!

„Aber was war mit Holingsworth?“ fragte ich.

„Ja, Holingsworth,“ entgegnete der Lieutenant, „der hat, wie mir jetzt einfällt, wirklich guten Grund, sich Ijurra's zu erinnern. Ich werde Euch die Geschichte mittheilen, wie ich sie gehört habe.“

Und nun begann mein Kamerad eine Erzählung, bei deren Anhören mir das Blut in den Adern erstarrte.

Der grimmige Haß des Tennesseers gegen Raphael Ijurra ward dadurch vollständig erklärt, wenn auch nicht entschuldigt.

Holingsworth hatte bei der Mier-Expedition einen Bruder gehabt, der eben so wie er selbst gefangen genommen worden war. Es war ein zarter Jüngling und nicht geeignet, die Strapazen zu ertragen, noch weit weniger aber die barbarische Behandlung, welcher die Gefangenen während jenes denkwürdigen Marsches ausgesetzt waren. Er magerte ab wie ein Skelett und bekam wunde Füße, so daß er nicht mehr den Schmerz an den Füßen und Knöcheln ertragen konnte, die von den Dornen der Akazien, Cactus und anderer Pflanzen, an wel-

chen der trockene Boden Mexiko's so fruchtbar ist, zerrissen wurden. Vom Schmerze überwältigt, sank er auf dem Marsche nieder.

Ijurra commandirte die Escorte und Holingsworth's Bruder bat ihn, ihm ein Maulthier zu überlassen. Der junge Mann hatte Ijurra in San Antonio gekannt und ihm sogar Geld geliehen, welches niemals zurückgezahlt worden war.

„Vorwärts! vorwärts!" war Ijurra's Antwort.

„Ich kann keinen Schritt weiter gehen," sagte der Jüngling verzweifelnd.

„Ihr könnt nicht! Carrai! Wir werden gleich sehen, ob Ihr könnt oder nicht. Heda, Pablo," setzte er, zu einem der Soldaten der Escorte gewendet, hinzu, „gebt diesem Kerl einmal die Sporen — er ist stätisch!"

Der Soldat trat mit aufgestecktem Bajonnet heran und hatte in allem Ernste die Absicht, dem armen Todmüden und Leidenden einen Stich damit zu versetzen. Der Jüngling erhob sich mit Mühe und machte einen verzweifelten Versuch, weiter zu marschiren, aber war es nicht im Stande. Er konnte den furchtbaren Schmerz nicht ertragen und nachdem er ein paar Schritte weitergetaumelt, sank er an einen Felsen.

„Ich kann nicht!“ rief er wieder; „ich kann nicht weiter — laßt mich hier sterben.“

„Vorwärts oder Ihr sollt wirklich hier sterben!“ schrie Ijurra, indem er ein Pistol aus dem Gürtel riß und den Hahn spannte, offenbar in der Absicht, seine Drohung in Ausführung zu bringen. „Vorwärts!“

„Ich kann nicht,“ entgegnete der Jüngling mit matter Stimme.

„Vorwärts, oder ich schieße!“

„Ja, schießt!“ rief der junge Mann, indem er seine Jagdblouse über der Brust von einander riß und sich zum letzten Male bemühete, aufrecht und gerade zu stehen.

„Ihr seid kaum einen Schuß Pulver werth,“ sagte der Barbar in hämischem Tone. Gleichzeitig richtete er sein Pistol auf die Brust seines Schlachtopfers und drückte ab. Als der Rauch sich verzogen hatte, sah man den jungen Holingsworth zusammengekrümmt und todt am Fuße des Felsens liegen.

Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte die ganze Reihe der Gefangenen. Selbst ihre sonst so rohen Hüter wurden durch diese muthwillige Barbarei empört. Der Bruder des jungen Mannes stand kaum sechs Schritt von der Stelle, festgebunden und

Augenzeuge des ganzen Auftritts! Man denke sich seine Gefühle in diesem Augenblicke!

„Es ist daher kein Wunder," fuhr der Texaner fort, „daß Harding Holingsworth sich nicht lange bedenkt, wenn eine Gelegenheit sich darbietet, über Raphael Ijurra herzufallen. Ich glaube wirklich, selbst die Gegenwart des Obergenerals wäre nicht im Stande, ihn zu hindern, sich zu rächen. Es ist dies in der That auch wirklich nicht zu verwundern."

In der Hoffnung, daß mein Kamerad mir einigen Aufschluß über die Familie in der Hacienda verschaffen könnte, lenkte ich das Gespräch auf diese.

„Und Don Ramon de Vargas ist Ijurra's Onkel?"

„Allerdings muß er das sein. Ha! Daran hab' ich noch gar nicht gedacht! Don Ramon ist wirklich der Onkel. Ich hätte ihn gleich heute Morgen erkennen sollen — aber der verdammte Mezcal, den ich getrunken, hatte mich ihn ganz vergessen lassen. Ich habe den alten Burschen mehr als einmal gesehen. Er kam gewöhnlich alle Jahre nach San Antonio, um mit den dortigen Kaufleuten Geschäfte zu machen. Auch besinne ich mich, daß er einmal seine Tochter mitbrachte — ein prächtiges Mädchen. Sie machte fast sämmtlichen jungen Leuten in San Antonio die Köpfe verdreht und es fan=

den ihretwegen eine Menge Duelle statt. Sie pflegte wilde Pferde zu reiten und warf den Lasso wie ein Comache. Aber was schwatze ich denn? Dieser Mezcal ist mir wirklich in den Kopf gestiegen. Sie muß es ja gewesen sein, welche Ihr verfolgtet!"

„Höchst wahrscheinlich," entgegnete ich in verstellt gleichgültigem Tone.

Mein Kamerad hatte keine Ahnung von dem fieberhaften Interesse, welches seine Bemerkungen erweckten, eben so wenig als von dem Kampfe, den es mir kostete, meine Gemüthsbewegung zu verhehlen.

Noch eins wünschte ich von ihm zu erfahren — ob einer jener verliebten Duellanten sich der Zuneigung der jungen Dame zu erfreuen gehabt hätte.

Gern hätte ich diese Frage gestellt, aber absolute Furcht vor der Antwort zügelte meine Zunge. Ich verhielt mich schweigend, bis die Gelegenheit zu fragen vorüber war. Die Hufschläge von etwa einem halben Dutzend rasch hinter uns herkommender Pferde unterbrachen das Gespräch.

Ohne Ueberraschung sah ich, daß es Holingsworth und die Scharfschützen waren, welche in der Hacienda zurückgelassen worden.

„Capitain Warfield!" sagte der Tennesseer, indem er neben mich heranritt, „mein Benehmen hat Euch ohne Zweifel überrascht. Wenn die Zeit es

erlaubt, werde ich im Stande sein, es zu Eurer Zufriedenheit zu erklären. Es ist eine lange und für mich schmerzliche Geschichte, die Ihr jetzt nicht von mir zu hören erwarten werdet. Soviel aber will ich sagen: ich habe guten Grund, Raphael Ijurra als meinen tödtlichsten Feind zu betrachten. Ich bin nach Mexiko gekommen, um diesen Menschen zu tödten, und beim ewigen Gott, wenn mir dies nicht gelingt, so ist es mir gleichviel, wer mich tödtet.“

„Ihr habt ihn also nicht —“

Mit einem Gefühle von Erleichterung stellte ich diese Frage, denn ich las die Antwort in dem Blicke getäuschter Rache, welcher in den Augen des Tennesseers schimmerte. Ich konnte meine Frage nicht beenden. Er wußte, was ich wissen wollte, und unterbrach mich mit der Antwort: -

„Nein, nein! Der Schurke ist entronnen, aber so wahr —“

Der übrige Theil des furchtbaren Gelübdes war unhörbar. Der wilde Blick aber, der aus dem Auge des Sprechenden leuchtete, sprach deutlicher und drohender, als Worte es zu thun vermocht hätten. Einen Augenblick später blieb er ein wenig zurück, um seinen Platz in dem Truppe einzunehmen, und

ritt mit ein wenig vorwärts geneigtem Kopfe schweigend weiter. Seine dunkeln, stummen Züge wurden dann und wann von einem unheilverkündenden Schimmer erleuchtet, welcher verrieth, daß er noch immer über seinen Racheplänen brütete.

Zwölftes Kapitel.

Der Maskenball.

Die nächstfolgenden zwei Tage verbrachte ich in fieberhafter Unruhe. Holingsworth's Handlungsweise hatte meine Pläne vollständig in Unordnung gebracht. In den Schlußworten von Isolina's Briefchen sah ich eine Einladung, die Hacienda in einem etwas friedlicheren Costüm als dem eines Filibustero wieder zu besuchen; nach dem aber, was nun zu Tage getreten, hatte ich nicht Muth genug, mich unter irgend einem Vorwande wieder einzufinden. Es ließ sich nicht vermuthen, daß ich willkommen sein würde — ich, der Kamerad — ja sogar der Commandant des Mannes, welcher versucht hatte, einen Neffen, einen Vetter um's Leben zu bringen! Don Ramon hatte „ein wenig Rauhheit"

verlangt. Diese war ihm in vollem Maße zu Theil geworden, in vollerem, als er begehrte. Er konnte nicht umhin, dies zu denken. Wollte ich in der Hacienda erscheinen, so konnte ich nicht anders als kalt empfangen werden, mit Einem Worte unwillkommen sein.

Ich dachte an Entschuldigungen und Vorwände, aber vergebens. Zwei Tage lang verharrte ich in schwankender Unentschlossenheit und sah und hörte Nichts von ihr, die alle meine Gedanken beschäftigte.

* * *

Nachrichten aus dem Hauptquartier! In der Stadt sollte ein großer Ball gegeben werden. Ich vernahm diese Mittheilung, ohne daß dieselbe den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte, denn am Tanzen lag mir wenig, und noch weniger an großen Bällen. In meiner frühern Jugend hatte ich Gefallen an Beidem gefunden, jetzt aber nicht mehr. Ich würde gar nicht weiter an die Sache gedacht haben, wenn ich nicht gleichzeitig noch Etwas erfahren hätte, was mir den Ball sofort anziehend machte.

Diese Mittheilung bestand darin, daß der Ball „auf höhern Befehl" und in großartigem Style stattfinden sollte.

Der Zweck war ein politischer; mit andern

Worten, dieser Ball sollte ein Mittel sein, einen freundschaftlichen Verkehr zwischen den Siegern und den Besiegten anzubahnen, was allerdings sehr wünschenswerth war. Es sollte alles Mögliche aufgeboten werden, um die „eingeborene Gesellschaft" herbeizulocken und ihr zu zeigen, daß wir Yankee-Officiere nicht die „Barbaren" seien, für die sie uns zu halten schienen und in der That erklärten. Es war bekannt — so theilte man mir mit — daß viele Familien der Ayankieados zugegen sein würden, und um den Ball für Die, welche sich vor Proscription fürchteten, angenehmer zu machen, sollte es un bailé de mascara — ein Maskenball — sein.

„Die Ayankieados werden dort sein — und sie —"

Mein Herz pochte vor wieder auflebender Hoffnung, und ich beschloß, dem Balle beizuwohnen, obschon es nicht meine Absicht war, mich zu costümiren. Unter meiner geringen Garderobe befand sich ein Civilanzug von gutem Schnitt und leidlich wohl erhalten. Dieser entsprach meinem Zwecke vollkommen. Der Ball sollte an dem Abende stattfinden, welcher auf den folgte, an dem mir diese Mittheilung gemacht worden. Die Ungewißheit war daher jedenfalls eine kurze.

*   *
*

Die Zeit kam mir trotzdem sehr lang vor; endlich aber war die Stunde da, und ich schwang mich auf mein wackeres Roß und machte mich auf den Weg nach der Stadt. Ein rascher Ritt von zwei Stunden führte mich zur Stelle und ich fand, daß ich spät genug kam, um für fashionable zu gelten.

Als ich in den Ballsaal trat, sah ich, daß der größte Theil der Gesellschaft bereits da war, und Alles wimmelte von Tänzern. Es war augenscheinlich, daß die Sache Anklang gefunden hatte. Es waren etwa vier- oder fünfhundert Personen anwesend, und beinahe die Hälfte davon Damen.

Viele trugen Charaktermasken und gingen als Tyroler-Bäuerinnen, andalusische Majas, baierische Besenmädchen, walachische Bojarinnen, türkische Sultaninnen und mit Perlen geschmückte Bajaderen.

Eine weit größere Anzahl trug den unschönen Domino, während auch viele in gewöhnlicher Abendtoilette erschienen waren.

Die meisten der Damen trugen Masken. Einige verbargen ihre Züge einfach hinter dem koketten Reboso tapado, während Andere ihre Reize den Blicken des Beschauers Preis gaben.

So wie die Nacht weiter vorrückte und eine gelegentliche Copita de vino die Nerven der Gesellschaft stärkte, wurden die unbedeckten Gesichter zahl-

reicher, und die Gesichts-Masken gingen verloren oder wurden abgenommen.

Was die Herren betraf, so trugen einige derselben ebenfalls Masken — einige waren en costume, doch herrschten die Uniformen vor und verliehen dem Ball ein militairisches Gepräge.

Es machte sich sehr sonderbar, eine Anzahl mexikanischer Officiere sich in den bunten Schwarm mischen zu sehen.

Es waren dies natürlich Kriegsgefangene auf Ehrenwort, und ihre glänzenderen Uniformen von französischem Schnitt bildeten einen sonderbaren Gegensatz zu den schlichten blauen Uniformen ihrer Sieger. Die Gegenwart dieser Gefangenen in dem vollen Glanze ihrer Goldtressen war eigentlich kein Beweis von richtigem Takt; wenn man sich aber die Sache genauer überlegte, so gewann man bald die Ueberzeugung, daß ihnen keine Wahl freigestanden hatte. Die armen Teufel! Hätten sie die Gesetze der Etikette beobachten wollen, so hätten sie nicht hier sein können, und ohne Zweifel sehnten sie sich eben so sehr als ihre Sieger darnach, ihre Beine im Tanze einmal ordentlich auszuschwenken. Hierin thaten sie es auch wirklich Letzteren bei Weitem zuvor.

Ich verwendete nur wenig Zeit auf Beobachtung dieser Eigenthümlichkeiten. Ein einziger Ge-

danke nahm mein Gemüth in Anspruch, und dieser war, Isolina de Vargas ausfindig zu machen — unter einer solchen Menge von Masken keine leichte Aufgabe.

Unter den unverhüllten Gesichtern befand sie sich nicht. Wenn sie da war, so war sie eine der Mascaritas, und ich legte mich daher nun auf genaue Beobachtung der dames en costume und der Domino's.

Die Aussicht, sie zu erkennen, war eine ziemlich hoffnungslose, wohl aber lag für mich einige Hoffnung in dem Gedanken, daß sie, da ich selbst nicht maskirt war, mich erkennen würde.

Als eine volle halbe Stunde verstrichen war und meine luchsähnliche Wachsamkeit immer noch unbelohnt blieb, erstarb auch diese Hoffnung in mir und ich begann seltsamer Weise zu wünschen, daß sie gar nicht da sein möchte.

„Wenn sie da ist," dachte ich, „so muß sie mich nun gesehen haben, und da sie keine Notiz von mir nimmt —"

Ein schmerzhafter Stich der verletzten Eigenliebe begleitete diesen Gedanken.

Ich warf mich auf einen Sitz und bemühete mich, eine gleichgültige Miene anzunehmen, obschon ich weit entfernt war, gleichgültig zu sein, und meine

Augen wie zuvor forschend auf die schönen Masken geheftet blieben.

Dann und wann flößte mir die zierliche Form eines Fußes oder der elliptische Umriß einer schönen Gestalt neue Hoffnung ein; da aber die betreffenden Mascaritas ziemlich nahe sich an mir vorüber bewegten und dennoch keine Notiz von mir nahmen, so vermuthete oder vielmehr hoffte ich, daß keine von ihnen Isolina sei.

Allerdings ist auch ein zierlich geformter Fuß unter den schönen Doncellas von Mexiko kein unterscheidendes Kennzeichen.

Endlich boten sich meinen Augen ein Paar ganz ungewöhnlich nette Füßchen dar, und diese trugen eine Gestalt von so herrlichen Umrissen, daß selbst der unschöne Domino sie nicht verbergen konnte.

Meine Aufmerksamkeit war sofort gefesselt, und mein Herz fing stürmisch an zu pochen.

Ich konnte nicht umhin, zu glauben, daß die Dame in dem gelben Domino Isolina de Vargas sei. Sie walzte mit einem jungen Dragonerofficier, und als sie an mir vorüberschwebte, erhob ich mich von meinem Sitze und näherte mich dem Umkreise des Tanzes, um sie im Auge zu behalten.

Als sie zum zweiten Male an mir vorüberkam, glaubte ich zu bemerken, daß sie mich durch ihre

Maske hindurch ansähe, ja ich glaubte auch zu bemerken, daß sie zusammen zuckte. Ich war fest überzeugt, daß es Isolina war.

Mein Gefühl war nun das der Eifersucht. Der junge Officier war einer der Elegants der Armee — ein Herzenbändiger von Profession — ein Mensch, der trotz seines bekannten Mangels an Gehirn doch bei den Frauen stets willkommen war. Sie schien ihn fest an sich zu drücken, als sie herumwirbelten, während ihr Kopf schmachtend auf seiner Schulter ruhete.

Sie schien mit ihrem Tänzer zufrieden zu sein. Kaum konnte ich die Qual meiner Gedanken ertragen.

Es war mir eine große Erleichterung, als die Musik aufhörte und der Walzer endete. Der Kreis lös'te sich auf und die Tänzer zerstreueten sich nach verschiedenen Richtungen, meine Augen aber folgten blos dem Dragonerofficier und seiner Tänzerin. Er führte sie zu einem Sitze, nahm dann neben ihr Platz, und bald schienen Beide in einer eifrigen und interessanten Unterhaltung begriffen zu sein.

Von Höflichkeit und Artigkeit war nun bei mir keine Rede mehr. Ich war eifersüchtig geworden wie ein Tiger, und näherte mich, um zu horchen.

Der leise Ton, in welchem sie sprachen, machte

es mir unmöglich, viel von dem zu verstehen, was gesprochen ward, wohl aber nahm ich daraus so viel ab, daß der junge Elegant seine Tänzerin zu überreden suchte, ihre Maske abzunehmen.

Die Stimme, welche antwortete, war ganz gewiß Isolina's! Ich hätte ihr mit eigener Hand vor Wuth die seidene Hülle vom Antlitze reißen können, doch ward mir diese Indiscretion erspart, denn die Bitte des Cavaliers schien unwiderstehlich zu sein, und den nächsten Augenblick ward die Maske von der eigenen Hand der Dame entfernt.

Aber Schatten des Erebus! Was erblickten meine Augen? Sie war schwarz — eine Negerin! nicht gerade so schwarz wie Elfenbein, aber doch beinahe, mit dicken Lippen, hohen Backenknochen und einer Reihe kurzwolliger Locken, welche über die schwarzglänzende Stirn herabfielen.

Mein Erstaunen war, obschon vielleicht von angenehmerer Art, nicht größer als das des Dragonerlieutenants, welcher, beiläufig gesagt, ebenfalls ein Vollblut-Südländer war. Bei dem Anblicke des Gesichts seiner Tänzerin fuhr er zusammen, als ob ihn ein Sechspfünder getroffen hätte, und nach einigen halb gemurmelten Entschuldigungen erhob er sich auf sehr unbeholfene Weise und eilte hinweg, um sich unter der Menge zu verlieren.

Die „farbige Dame" band gekränkt — wie sie sich meiner Vermuthung nach fühlen mußte — schnell wieder ihre Maske vor, erhob sich ebenfalls von ihrem Sitze und schlich sich hinweg vom Schauplatze ihrer Demüthigung. Ich schauete ihr mit einem Gemische von Neugier und Mitleid nach. Ich sah sie allein zur Thür hinausgehen, augenscheinlich in der Absicht, den Ball zu verlassen. Ich glaubte auch, sie sei fort, da ihr durch seine hellgelbe Farbe hervorstechender Domino unter den Masken von diesem Augenblicke an nicht mehr zu sehen war.

Dreizehntes Kapitel.

Der blaue Domino.

Auf diese Weise in meiner Erwartung getäuscht, verzichtete ich auf alle Hoffnung, der Person zu begegnen, um derenwillen ich auf den Ball gekommen war. Entweder war sie nicht da, oder sie wünschte nicht, erkannt zu werden, nicht einmal von mir.

Die letztere Voraussetzung war die bittrere von beiden, und von ihr und einigen andern unangenehmen Gedanken aufgestachelt, machte ich häufige Besuche in dem Erfrischungszimmer, wo der Wein in Strömen floß.

Ein paar Glas scheuchten die eine Idee aus meinem Sinne, und nach einer Weile ward ich geselliger und beschloß, mich zu amüsiren, wie alle Anderen um mich her.

Bis jetzt hatte ich noch nicht getanzt, bald aber kam mir der Wein nicht blos in den Kopf, sondern auch in die Beine, und ich beschloß, mich mit der ersten Tänzerin, die sich darböte, in Bewegung zu setzen.

Bald fand ich eine — einen blauen Domino — der mir unmittelbar in den Weg kam, als ob das Schicksal bestimmt hätte, daß wir mit einander tanzen sollten. Die Dame war für den nächsten Tanz nicht engagirt und erklärte, daß sie sich durch mein Anerbieten sehr geehrt fühle.

Dies ward, beiläufig erwähnt, in französischer Sprache gesagt, was mich überrascht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß in C — , wie in allen großen Städten Mexiko's, sehr viele Franzosen wohnen.

Gewöhnlich sind es Juweliere, Zahnärzte, Putzmacherinnen und andere dergleichen Gewerbtreibende, welche mit den luxusliebenden Mexikanerinnen in sehr einträglicher Geschäftsverbindung stehen.

Wenn man wußte, daß Franzosen im Orte lebten, so war man auch überzeugt, daß man sie auf dem Balle treffen würde, und in der That waren auch viele von ihnen hier und sie pirouettirten und geberdeten sich mit jener heitern Sorglosigkeit,

welche eine charakteristische Eigenschaft ihrer Nation ist.

Ich war daher durchaus nicht überrascht, als mein blauer Domino mich in französischer Sprache anredete.

„Eine französische Modistin!“ dachte ich bei mir selbst, sobald sie sprach. Doch Modistin oder nicht, so war mir dies ganz gleich. Ich verlangte weiter Nichts als eine Tänzerin, und nachdem wir in derselben Sprache noch einige Worte gewechselt, stürzten wir uns mit einander in den Wirbel des Walzers.

Nachdem wir das erste Mal die Runde durch den Saal gemacht, drängten sich mir schon zwei ganz neue und deutliche Wahrnehmungen auf.

Die erste davon war, daß ich eine Tänzerin hatte, die wirklich Walzer tanzen konnte — eine Fertigkeit, die nicht jeden Tag zu finden ist.

Mein blauer Domino schien gar keine Füße unter sich zu haben, sondern schwebte um mich herum, wie auf der Luft getragen! Für den Augenblick glaubte ich in Ranelagh oder Mabille zu sein.

Meine zweite Wahrnehmung war die, daß mein Arm eine so herrliche Taille umschloß, als nur je eine von einem Liebenden umschlungen worden. Es lag darin eine angenehme Rundung, in Verbin-

dung mit einer allgemeinen Symmetrie der Form und einer schlangenartigen Geschmeidigkeit der Bewegung, welche das Tanzen nicht blos leicht, sondern auch wonnig machte.

„Wenn," dachte ich sofort bei mir selbst, „das Gesicht der Modistin mit ihrer Figur nur einiger Maßen in Einklang steht, so brauchte sie nicht so weit von Frankreich hierher zu kommen, um ihr Glück zu machen."

Mit einer solchen Tänzerin konnte ich nicht anders als gut walzen, und walzte auch niemals besser als bei dieser Gelegenheit.

Bald wurden wir von der Gesellschaft bemerkt und wurden das Gestirn eines gewissen Kreises.

Dies behagte mir aber durchaus nicht, und ich walzte mit meinem blauen Domino seitwärts nach einem Sitze, auf welchem ich mit dem gewöhnlichen höflichen Danke für die mir erwiesene Ehre meine Tänzerin Platz nehmen ließ.

Der Sitz befand sich in einer kleinen Brüstung oder einem sogenannten blinden Fenster, wo zwei Personen sich ohne Furcht vor einem Lauscher ungenirt mit einander unterhalten konnten. Ich wünschte durchaus nicht, von einer Tänzerin fortzulaufen, die so gut tanzte, und wenn sie hundert Mal eine Modistin war. Es war auf der Bank vollauf Platz

für zwei Personen, und ich bat um die Erlaubniß, mich neben sie setzen zu dürfen.

„O recht gern," lautete die freimüthige Antwort.

„Und wollen Sie mir erlauben, bei Ihnen zu bleiben, bis die Musik wieder angeht?"

„Wenn Sie es wünschen, recht gern."

„Und werden Sie mir dann die Ehre erzeigen, noch einmal mit mir zu tanzen?"

„Mit dem größten Vergnügen, Monsieur. Aber ist keine andere Dame hier, welche Ansprüche auf Sie als Tänzer hat? — Giebt es keine, welcher Sie den Vorzug vor mir geben würden?"

„Nicht eine einzige, ich versichere es Ihnen. Sie sind unter allen anwesenden Damen die einzige, mit welcher ich zu tanzen wünsche."

Während ich dies sagte, glaubte ich eine kleine Bewegung wahrzunehmen, welche einige Gemüthsbewegung verrieth.

„Es war ein wohl angebrachtes Kompliment, und die Modistin freut sich darüber," dachte ich.

„Es ist," entgegnete sie, „für mich sehr schmeichelhaft, daß Sie meine Gesellschaft der der vielen glänzenden Schönheiten vorziehen, welche in diesem Saale versammelt sind, obschon ich mich noch mehr

darüber freuen würde, wenn Sie wüßten, wer ich bin."

Diese letzten Worte wurden mit besonderm Nachdrucke gesprochen, während ein Seufzer sie begleitete.

„Armes Mädchen," dachte ich, „sie glaubt, ich halte sie für irgend eine vornehme Dame, und meint, wenn ich ihre wirkliche Stellung, ihren bescheidenen Ruf kennte, so würde mir Nichts mehr daran liegen, mit ihr zu tanzen. Darin irrt sie sich. Ich mache zwischen einer Putzmacherin und einer Marquise durchaus keinen Unterschied, am allerwenigsten in einem Ballsaale. Hier gelten nur Anmuth und Schönheit."

Nachdem ich noch mehrern derartigen Betrachtungen Raum gegeben, entgegnete ich:

„Ich bedauere sehr, Mademoiselle, daß ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen, und es ist auch nicht möglich, daß ich dieses Vergnügens jemals theilhaftig werde, wenn Sie nicht die Güte haben wollen, Ihre Maske abzunehmen."

„Ach, Monsieur, was Sie da verlangen, ist unmöglich."

„Unmöglich? — Und weßhalb, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich, wenn Sie mein Gesicht sähen, Sie

nicht zum Tänzer beim nächsten Tanze haben würde, und dies würde ich, die Wahrheit zu gestehen, sehr bedauern, weil Sie so bewundernswürdig gut walzen."

„O, eine Weigerung und eine Schmeichelei in einem und demselben Athem! Nein, Mademoiselle, ich bin überzeugt, Ihr Gesicht wird niemals die Ursache sein, Sie eines Tänzers zu berauben. Lassen Sie sich erbitten, diese neidische Maske zu entfernen. Lassen Sie uns frei, Auge in Auge, mit einander conversiren. Ich bin ja, wie Sie sehen, auch nicht maskirt."

„Sie haben auch keinen Grund, Ihr Gesicht zu verbergen, was ich nicht von vielen andern Männern in diesem Zimmer sagen möchte."

„Ha, witzige Modistin!" dachte ich. „Bravo, Ranelagh! Vive la Mabille!"

„Ich danke Ihnen, liebenswürdige Maske," entgegnete ich laut. „Aber Sie sind wirklich zu großmüthig — Sie schmeicheln mir."

„Das verlohnt sich auch der Mühe," entgegnete sie, mich unterbrechend. „Ihr Gesicht gewinnt dabei; das Erröthen steht Ihnen sehr gut — ha! ha! ha!"

„Zum Teufel," rief ich halblaut, „diese dame du Boulevard macht sich über mich lustig!"

„Aber was sind Sie denn?“ fuhr sie in plötzlich verändertem Tone fort. „Sie sind kein Mexikaner? Sind Sie Soldat oder Civilist?“

„Wofür würden Sie mich halten?“

„Für einen Dichter nach Ihrem blassen Gesichte, mehr noch aber nach der Art und Weise, auf welche ich Sie habe seufzen hören.“

„Ich habe nicht geseufzt, seitdem wir hier Platz genommen haben.“

„Nein — aber e h e wir Platz nahmen.“

„Wie? Während des Tanzes?“

„Nein — vor dem Tanze.“

„Hu! Dann haben Sie mich also schon früher beobachtet?“

„Ja wohl. Ihre Civilkleidung zeichnete Sie aus unter so vielen Uniformen. Ueberdies war Ihr Benehmen — “

„Was für ein Benehmen?“ fragte ich mit einem gewissen Grade von Verwirrung und fürchtete, daß ich bei meinem Suchen nach Isolina irgend eine Albernheit oder Unschicklichkeit begangen hätte.

„Ihre Zerstreutheit — und fühlten Sie sich, beiläufig gesagt, nicht ein wenig zu einem gelben Domino hingezogen?“

„Zu einem gelben Domino?“ fragte ich, und

legte die Hand an die Stirn, als ob ich mich nicht sogleich besinnen könnte; „einem gelben Domino."

„Ja, einem gel — ben — Do — mi — no," entgegnete meine Tänzerin mit sarkastischem Nachdrucke, „einem gelben Domino, der mit einem jungen Officier walzte — der Officier war, beiläufig gesagt, gar kein häßlicher junger Mann."

„Ah, jetzt, glaube ich, fällt mir's ein —"

„Ja, ja, das glaube ich auch," entgegnete mein Quälgeist. „Sie können es kaum vergessen haben, denn Sie nahmen sich ja Mühe genug, zu beobachten."

„Nun ja — ja," stammelte ich.

„Ich dachte, Sie dichteten Verse auf sie und machten sie, da Sie nicht ihr Gesicht sehen konnten, auf ihre Füße!"

„Ha, ha! — was das für eine Idee von Ihnen ist, Mademoiselle!"

„Und zuletzt war sie auch großmüthig — sie ließ Sie ihr Gesicht sehen."

„Zum Teufel!" rief ich auffahrend, „Sie sahen also die Entwickelung?"

„Ha, ha, ha!" lachte sie; „freilich sah ich die Entwickelung. Ha! ha! ha! war dieselbe nicht im höchsten Grade drollig?"

„Sehr drollig," entgegnete ich.

Der Scherz war durchaus nicht nach meinem Geschmacke, doch bemühete ich mich, in das Gelächter meiner Tänzerin einzustimmen.

„Wie albern der Zierbengel aussah. Ha! ha! ha!"

„Ja wohl, sehr albern — ha, ha, ha!"

„Und wie betroffen —"

„Was?"

„Wie betroffen Sie aussehen, Monsieur."

„Ich? Gewiß nicht — ich versichere Ihnen, ich hatte durchaus kein Interesse an der Sache. Ich war nicht betroffen oder in meiner Erwartung getäuscht — wenigstens nicht so wie Sie glauben."

„Ah!"

„Das in meinem Gemüthe vorherrschende Gefühl war Mitleid — Mitleid mit dem armen Mädchen."

„Und Sie hatten wirklich Mitleid mit ihr?"

Diese Frage war in einem eindringlichen, innigen Tone gestellt, der in diesem Augenblicke etwas seltsam klang.

„Ganz gewiß. Das arme Wesen schien sich so gekränkt zu fühlen —"

„Sie schien sich gekränkt zu fühlen — wie?"

„Ja wohl. Sie verließ unmittelbar nachher den Saal, und ist nicht wieder zurückgekehrt. Ohne

Zweifel ist sie nach Hause gegangen, das arme Geschöpf!"

„Das arme Geschöpf! Ist das der ganze Umfang Ihres Mitleids?"

„Im Grunde genommen läßt sich nicht leugnen, daß sie ein herrliches Trugbild war. Ich habe nie eine schönere Tänzerin gesehen — natürlich Sie, meine werthe Dame, ausgenommen. Ein so niedliches Füßchen, eine so elegante Figur und dann am Ende doch Nichts weiter als eine —"

„Was?"

„Una negrilla!"

„Ich fürchte, Monsieur, Sie Amerikaner sind gegen die farbigen Damen nicht sehr galant. Hier in Mexiko, welches von Ihnen despotisch genannt wird, ist es anders."

Ich fühlte den Vorwurf.

„Doch um von etwas Anderem zu sprechen," fuhr sie fort, „sind Sie wirklich kein Dichter?"

„Den Namen eines Dichters verdiene ich nicht, doch will ich nicht leugnen, daß ich Verse gemacht habe."

„Das dachte ich mir. Was für einen Instinkt ich habe! O, daß ich Sie bewegen könnte, einige Verse auf mich zu schreiben."

„Wie! Ohne Ihren Namen zu kennen oder

auch nur Ihr Gesicht gesehen zu haben! Mademoiselle, wenigstens muß ich die Züge sehen, zu deren Lobe man mich auffordert."

„Ach, Monsieur, Sie ahnen nicht, wie es mit mir steht. Wollte ich mich demaskiren, so hätte ich schwerlich noch Aussicht, die Verse zu bekommen. Mein häßliches Gesicht würde alle dichterische Begeisterung neutralisiren."

Schatten Lucretia's! Das ist keine Putzmacherin oder Nähterin, obschon sie mit scharfen und spitzen Waffen umgeht. Eine Modistin — lieber gar! Da bin ich in einem großen Irrthume befangen gewesen! Dies ist eine geistreiche, vielleicht sehr vornehme Dame.

Ich war nun mehr als neugierig geworden, das Gesicht meiner Tänzerin zu sehen. Ihre Conversation hatte mich gewonnen — ein Weib, welches so sprechen konnte, dachte ich, könne unmöglich häßlich sein. Ein so bezaubernder Geist konnte sich nicht hinter einem häßlichen Gesichte verstecken. Und diese anmuthige Gestalt, die kleine beschuhete Hand, der zierliche Fuß, die wohlklingende Stimme und das Blitzen eines herrlichen Auges, welches ich durch die Maske hindurch wahrnahm — ohne Zweifel war sie schön!

„Mademoiselle!" sagte ich in noch innigerem

Tone als vorher, „ich bitte Sie inständig, sich zu demaskiren. Befänden wir uns nicht in einem Ballsaale, so würde ich mir diese Gunst auf meinen Knieen erflehen."

„Und wollte ich diese Gunst gewähren, so würden Sie sich kaum schnell genug erheben und Ihr laues, gleichgültiges Abschiedswort aussprechen können. Ha! Monsieur! Denken Sie an den gelben Domino!"

„Mademoiselle, Sie machen es sich zum Vergnügen, mich zu kränken. Halten Sie mich solcher Unbeständigkeit für fähig? Gesetzt auch, Sie wären nicht, was die Welt schön nennt, so könnten Sie doch durch Entfernung Ihrer Maske nicht auch zugleich sich des Reizes Ihrer Conversation berauben, eben so wenig wie dieser Stimme, die mein innerstes Herz durchdringt, dieser Anmuth, welche alle Ihre Bewegungen schmückt. Wie könnte eine so reichbegabte Dame häßlich sein? Und wenn Ihr Gesicht so schwarz wäre, wie das des gelben Domino, so würde ich, glaube ich, die Schwärze nicht einmal bemerken."

„Ha, ha, ha! Bedenken Sie wohl, was Sie sagen, Monsieur! Ich glaube, Sie sind auch nicht nachsichtiger als andere Männer, und ich weiß, daß in den Augen dieser die Häßlichkeit das größte Ver-

brechen ist, dessen eine Dame sich schuldig machen kann."

„O nein; ich denke anders und schwöre Ihnen —"

„Schwören Sie nicht falsch, wie Sie ganz gewiß thun würden, wenn ich meine Maske abnehmen wollte. Ich sage Ihnen, Monsieur, daß ich trotz all' der schönen Eigenschaften, deren Besitz Sie mir zutrauen, eine Erscheinung bin, deren Anblick Sie mit Entsetzen erfüllen würde."

„Unmöglich! Ihre Gestalt, Ihre Anmuth, Ihre Stimme! O, nehmen Sie die Maske ab. Ich nehme für die Gunst, welche ich erbitte, jede Folge auf mich."

„Nun, dann sei es wie Sie wünschen, doch werde ich das Mittel sein, Sie zu züchtigen. Empfangen Sie aus Ihren eigenen Händen die Strafe für Ihre Neugier."

„Sie erlauben mir also? Ich danke Ihnen, Mademoiselle, ich danke. Sie ist hinten festgemacht: Ja, hier ist der Knoten — jetzt habe ich ihn — so — so —"

Mit zitternden Fingern lös'te ich die Schnur und nahm den leichten Taffet hinweg.

O Schatten der Königin von Saba! Was erblickten meine Augen?

Die Maske entfiel meinen Fingern, als ob sie von glühendem Eisen gewesen wäre, denn zu meinem Erstaunen und Entsetzen war das Gesicht, welches ich nun vor mir sah, kein anderes als das des gelben Domino!

Ja, es war dieselbe Negerin mit ihren dicken Lippen, ihren hohen Backenknochen und den kleinen gutgeölten Löckchen, welche ihr wie Korkzieher über Stirn und Schläfe herabhingen.

Ich wußte nicht, was ich sagen oder thun sollte. Meine Galanterie war rund und rein aus, und obschon ich meinen Platz wieder einnahm, so war ich doch vollkommen stumm. Hätte ich in diesem Augenblicke in einen Spiegel gesehen, so würde ich ganz gewiß das Gesicht eines verblüfften Narren gesehen haben. Meine Tänzerin, welche auf ein solches Resultat längst gefaßt gewesen zu sein schien, brach, anstatt Aerger oder Kränkung zu verrathen, in ein lautes Gelächter aus und rief gleichzeitig in spottendem Tone:

„Nun, monsieur le poète, fühlen Sie sich von meinem Gesichte nicht begeistert? Wann kann ich die Verse erwarten? Morgen? Bald? Niemals? Ach, Monsieur, ich fürchte, Sie sind gegen uns arme farbige Damen auch nicht galanter, als Ihr Landsmann, der Lieutenant. Ha, ha, ha!“

Ich schämte mich über mein Benehmen so sehr und fühlte mich durch ihren Vorwurf so tief verletzt, daß ich nicht im Stande war, zu antworten. Zum Glück verschaffte mir ihr fortgesetztes Gelächter Gelegenheit, einige unzusammenhängende von einigen sehr tölpischen Geberden begleitete Redensarten hervorzustammeln und mich, wie man zu sagen pflegt, zu drücken.

Ganz gewiß hatte ich mich in meinem ganzen Leben niemals auf unbeholfnere Weise verabschiedet.

Ich ging oder vielmehr stahl mich nach der Eingangsthür mit dem festen Vorsatze, das Ballzimmer zu verlassen und nach Hause zu galoppiren.

Als ich jedoch die Thür erreichte, ward meine Neugier stärker als meine Scham, und ich beschloß, der seltsamen Aethiopierin noch einen letzten Blick zuzuwerfen.

Der blaue noch innerhalb der Nische befindliche Domino fiel mir sofort in's Auge, aber o gütiger Himmel, als ich zu dem Gesichte aufblickte, sah ich, daß dieses kein anderes als Isolina's war!

Ich stand da wie in Stein verwandelt. Mein Blick haftete an ihrem Gesichte, und ich konnte ihn nicht abwenden. Sie sah mich an, aber o mit wel-

chem Ausdrucke betrachteten mich diese Augen! Dies war ein Blick, den ich in meinem Leben nicht wieder vergessen konnte. Sie lachte nicht mehr, aber ihre stolze Lippe schien von einem sarkastisch verächtlichen Lächeln umspielt zu werden.

Ich wußte nicht, ob ich umkehren und mich entschuldigen sollte. Doch nein, es war zu spät! Ich hätte auf meine Kniee niederfallen und um Verzeihung bitten können, aber es war zu spät. Ich hätte mich nur der Gefahr ausgesetzt, von diesem launenhaften Geiste noch fernerweit lächerlich gemacht zu werden.

Vielleicht äußerte mein reuiger Blick mehr Wirkung als Worte geäußert haben würden. Ich glaubte zu bemerken, daß der Ausdruck ihres Mienenspiels sich änderte, daß ihr Blick zärtlicher ward, als ob sie mich aufforderte, wieder zu ihr zu kommen, vielleicht —

In diesem Augenblicke näherte sich ihr ein Mann und nahm ohne weitere Umstände an ihrer Seite Platz. Sein Gesicht war mir zugewendet — ich erkannte Ijurra.

Sie sprechen mit einander. Sprechen sie von mir? oder von —? Wenn dies der Fall ist, so wird er lachen. Die Welt gäbe ich darum, diesen

Mann lachen zu sehen und zu wissen, daß er über mich lacht. Wenn er es thut, so will ich bald die Bürde abwerfen, welche mein Herz zermalmt!

Er lacht nicht — nicht einmal ein Lächeln ist auf seinen düstern Zügen wahrzunehmen. Sie hat ihm Nichts gesagt und es ist ein Glück für ihn, daß sie dies nicht gethan hat. Die Klugheit zügelt vielleicht ihre Zunge — sie kann die Folgen errathen.

Sie sind wieder aufgestanden; sie maskirt sich. Ijurra führt sie zum Tanze. Sie stehen einander gegenüber; sie wirbeln davon und verlieren sich unter den Masken.

*　　*
*

„Ein Glas Wein, mozo“ (Kellner)!

Ich stürzte den Wein hinunter, gürtete dann schnell meinen Säbel um, eilte die Treppe hinunter, ließ mein Pferd bringen und schwang mich in den Sattel.

Ich ritt mit verzweifeltem Herzen und heißem Kopfe. Die kühle Nachtluft aber, die Bewegung meines Pferdes verschafften mir einige Erleichterung und ich fühlte mich allmählig ruhiger.

Als ich die Rancheria erreichte, traf ich meine Lieutenants noch wach bei ihrem mit wenig Kunst

zubereiteten Abendessen. Da mein scharfer Ritt mir Appetit gemacht hatte, so nahm ich an dem Mahle Theil, und das freundlich lebhafte Gespräch meiner Kameraden stellte für den Augenblick meinen Gleichmuth wieder her.

Vierzehntes Kapitel.

Liebesgedanken.

Ein fürchterliches Gefühl ist die Eifersucht, gekränkte Eitelkeit, oder wie man sonst die getäuschte Erwartung der Liebe nennen will.

Ich habe den Stachel der Scham empfunden, den Kummer des Unglücks, ja sogar die Furcht vor dem Tode, aber Nichts von all' Diesem marterte mein Herz so grausam, wie der Schmerz einer unerwiderten Leidenschaft.

Die erstern Empfindungen sind blos vorübergehende Prüfungen, und ihre Bitterkeit hat bald ein Ende. Die Eifersucht aber läßt gleich dem Zahne der Schlange ihr Gift in der Wunde zurück, welche nur schwer und langsam heilt. Wohl wußte das jener unerreichte Kenner des Menschenherzens, und Jago's Gebet ist durchaus nicht ironisch gemeint.

Um meinen Aerger zu ersäufen, hatte ich auf dem Balle ziemlich viel Wein getrunken und, nachdem ich nach Hause zurückgekehrt war, noch eine ziemliche Quantität von dem feurigen „Catalan“ darauf folgen lassen.

Auf diese Weise verschaffte ich mir Erleichterung und Schlaf, der aber nur kurze Zeit dauerte.

Lange vor Tagesanbruch war ich wieder wach, erwacht zu der doppelten Bitterkeit der Eifersucht und der Scham — erwacht zu geistigem und physischem Schmerze, denn die Dämpfe des schlechten Zeuges, welches ich getrunken, folterten mein Gehirn, als ob sie mir den Schädel sprengen wollten.

Eine ganze Unze Opium hätte mich nicht wieder in Schlaf zu lullen vermocht, und ich warf mich wie Einer, der am Delirium laborirt, auf meinem Lager hin und her.

Natürlich fielen mir sofort die Vorfälle des gestrigen Abends ein. Jeder Auftritt, welcher stattgefunden, stand so deutlich vor mir, als ob ich noch einmal Augenzeuge desselben wäre.

Alle Bemühungen, meine Gedanken ab- und einem andern Gegenstande zuzuwenden, erwiesen sich als nutzlos und vergeblich, denn sie kehrten fortwährend zu demselben Ideenkreise zurück, in dessen Mitte Isolina de Vargas stand.

Ich dachte an Alles, was geschehen, an Alles, was sie gesagt hatte. Ich entsann mich eines jeden Wortes. Wie bitter gedachte ich jenes verächtlichen Gelächters — jenes sarkastischen Lächelns, als sie die Doppelmaske entfernt hatte!

Schon die Erinnerung an ihre Schönheit bereitete mir Schmerz. Sie war jetzt für mich Das, was die krystallenen Fluthen für Tantalus waren. Ich sollte sie niemals schmecken.

Früher hatte ich Hoffnungen gefaßt und mich allerhand Träumen hingegeben. Das Abenteuer der Maskerade hatte sie verscheucht.

Ich hoffte nicht mehr und erlaubte mir nicht mehr von künftigen angenehmen Zeiten zu träumen. Ich fühlte, daß ich verachtet ward.

Dieses Gefühl brachte eine augenblickliche Umwälzung in meinen Gedanken hervor. Es gab Augenblicke, wo ich sie haßte und wo sogar Rachegedanken in mir aufstiegen.

Dies waren aber schnell vorübergehende Augenblicke. Wieder stieg jene liebliche Gestalt, dieser stolze, erhabene Geist in der ganzen Fülle seiner Macht vor mir auf, und wieder versenkte meine Seele sich in Bewunderung und überließ sich ihrer hoffnungslosen Leidenschaft. Sie war weit entfernt, meine erste Liebe zu sein. Ich besaß Erfahrung in

solchen Dingen und konnte daher darüber philosophiren. Ich war überzeugt, daß es die gewaltigste und stürmischste meines Lebens sein würde.

Ich kenne drei in ihrer Eigenschaft und Macht deutlich von einander unterschiedene Gattungen von Liebe.

Die erste ist die, wo die Leidenschaft erwidert wird — wo das Herz der Geliebten Gedanken um Gedanken und Schlag um Schlag zurückgiebt. Dies ist irdische Wonne, die aber nicht immer lange dauert, sondern vielleicht mit einer gewissen veredelten Freundschaft endet. Was man hat, begehrt man nicht mehr.

Die zweite Gattung ist die gänzlich unvergoltene Liebe — die Liebe, welche niemals ein Wort der Ermuthigung gekannt hat, kein leises Geflüster, durch welches sie zur Flamme angefacht, keinen Strahl der Hoffnung, durch welchen sie genährt würde. Eine solche stirbt gewöhnlich an allmähliger Ermattung, und zwar um so schneller, wenn ihr Gegenstand nicht mehr sichtbar ist, und die Trennung besiegt sie mit der Zeit gänzlich.

Die dritte Gattung ist die Liebe, welche zweifelt — zweifelt, aber niemals stirbt — nein, niemals. Die Eifersucht, welche schmerzt, giebt ihr blos neue Nahrung. Sie lebt weiter, bald glücklich

in der honigsüßen Ueberzeugung des Triumphes, bald wirkliche oder eingebildete Verachtung ertragend — immer weiter lebt sie, so lange ihr Gegenstand für das Gesicht oder Gehör zugänglich ist. Es kommt hierbei Nichts darauf an, wie werthlos oder unwürdig dieser Gegenstand sein oder werden mag — es kommt Nichts darauf an, wie tief er gesunken ist — darauf achtet die Liebe nicht. Mit dem moralischen Theile unserer Natur hat sie einmal Nichts zu thun. Die Schönheit ist der Altar, an welchem sie anbetet, und Schönheit ist nicht Moralität.

Ich für meine Person bin mir dreier Elemente oder Klassen des Gefühls bewußt — des moralischen, des intellectuellen und des, wie ich es nennen möchte, leidenschaftlichen, welches letztere sich von den beiden andern eben so bestimmt unterscheidet, als Oel von Spiritus oder Wasser.

Dem letzteren gehört die Liebe an, welche, ich wiederhole es nochmals, mit den moralischen Gefühlen unserer Natur keine Sympathie hat, sondern, wie man fast glauben möchte, eher mit dem Gegentheile. Selbst eine häßliche, aber durchtriebene Kokette umgarnt mehr Herzen, als eine schöne Heilige, und die brillante Mörderin hat schon oft noch am Fuße des Schaffottes Eroberungen gemacht.

Es schmerzt mich, diese Ueberzeugungen aus-

zusprechen, besonders da sie aus der wirklichen Erfahrung hergeleitet sind. Es kommt dabei eben so wenig Gewinn als Vergnügen heraus; aber selbst die Popularität muß auf dem Altar der Wahrheit geopfert werden. Um des Effects willen werde ich die Philosophie nimmermehr Lügen strafen.

Obschon rauher Soldat, hatte ich doch hinreichende psychologische Studien gemacht, um diese Wahrheiten zu verstehen, und ich bemühete mich, meine Leidenschaft für dieses Mädchen zu analysiren, und zu entdecken, *warum* ich sie liebte.

Ihre physische Schönheit war von der höchsten Gattung, und dies war ohne Zweifel ein Element; aber es war nicht Alles. Hätte ich diese Schönheit blos unter gewöhnlichen Umständen gesehen — das heißt ohne mit dem sie beseelenden Geiste in Berührung zu kommen — so ist es die Frage, ob ich sie geliebt haben würde.

Also war es der Geist, der mich gewonnen hatte, obschon dieser nicht allein. Derselbe Edelstein in weniger brillanter Fassung würde doch vielleicht verfehlt haben, meine Bewunderung auf sich zu ziehen.

Ich war also der Gefangene von Beidem — vom Geiste und von der Form. Seele und Körper hatten zusammengewirkt, um meine Leidenschaft zu

erzeugen, und daraus erklärte sich ihre Plötzlichkeit und Tiefe.

Warum ich ihre Person liebte, wußte ich — ich war mit den Gesetzen der Schönheit nicht unbekannt — weßhalb aber den Geist, dies wußte ich nicht. Ganz gewiß nicht in Folge einer Idee, die ich mir von ihren hohen moralischen Eigenschaften gebildet — von diesen hatte ich keine Beweise. Von ihrem Muthe, ja von ihrer Tollkühnheit hatte ich Beweise, eben so wie von ihrer Energie und Entschlossenheit, von ihrem schlagfertigen, raschen Witze — dies aber sind nicht moralische Eigenschaften, es sind nicht einmal weibliche.

Allerdings weinte sie, als sie neben ihrem getödteten Rosse stand. War dies Humanität? Ach, ich habe eine verstockte Lorette gekannt, welche um ihre dreifarbige Katze die bittersten Thränen weinte.

Sie weigerte sich, mir mein Pferd zu nehmen. War dies Großmuth? Ach, es liefen ja tausend andere vor ihren Augen umher.

Indem ich so Alles überdachte, was zwischen mir und der schönen Isolina vorgegangen, und ihre moralischen Eigenschaften zu ergründen suchte, war mein Bemühen von nur geringem Erfolge begleitet.

Geheimniß unserer Natur! Ich liebte sie deßhalb nicht minder! Und dennoch war meine Leiden-

schaft rein und ich glaubte nicht, daß mein Herz verdorben war. O Geheimniß unserer Natur! Nur Der, welcher in allen Herzen lies't, kann dich lösen!

Ich liebte ohne Grund, aber jetzt liebte ich auch ohne Hoffnung. Hoffnung hatte ich vor jenem Ballabende gehabt. Ihr Blick durch die Thürmchen — ihr Briefchen — der Inhalt desselben — einige Worte hatten mir Hoffnungen eingeflößt, wie schwach dieselben auch sein mochten. Der Vorfall in dem Ballsaale hatte sie vernichtet.

Ijurra's düsteres Gesicht schwebte mir vor; selbst in meinen Visionen war er stets an ihrer Seite. Welches Verhältniß bestand zwischen Beiden? Vielleicht ein näheres als das bloßer Verwandtschaft? Vielleicht waren sie mit einander verlobt, vielleicht gar verheirathet?

Dieser Gedanke machte mich fast wahnsinnig.

Ich war nicht im Stande, länger auf meinem Lager zu bleiben. Ich stand auf und suchte die freie Luft. Ich erstieg die Azotea und schritt auf derselben hin und her wie ein Tiger in seinem Käfig. Meine Gedanken waren verworren und meine Bewegungen hastig und krampfhaft.

Um die Bitterkeit meiner Betrachtungen zu vermehren, entdeckte ich jetzt, daß ich einen Verlust

erlitten, nicht an Eigenthum, sondern an Etwas, was mich noch mehr beunruhigte.

Ich hatte die erhaltene Ordre und das derselben beigefügte Billet von Don Ramon verloren. Wahrscheinlich hatte ich sie — wenigstens glaubte ich dies — auf dem Patio der Hacienda fallen lassen, wo sie sicherlich sofort gefunden worden waren. War dies durch Don Ramon selbst geschehen, so hatte es weiter Nichts zu sagen; waren dagegen die Papiere in die Hände eines der Don Ramon nicht holden lederbejackten Hirten gefallen, so konnte es für Don Ramon und sogar für mich eine sehr schlimme Geschichte werden.

Einer solchen Nachlässigkeit sah man im Hauptquartiere sicherlich nicht durch die Finger und ich hatte in Bezug auf die Folgen meine bangen Ahnungen.

Es war eine der schwärzesten Stunden meiner Seele. Aber eben ihre Schwärze hätte mir verkünden sollen, daß das Licht nahe war; denn dieses Sprüchwort ist in der moralischen Welt eben so wahr, als in der materiellen.

Das Licht nahete.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein seltsamer Brief.

Mein Frühstück rührte ich kaum an. Eine Tasse Chocolade und ein kleiner Zuckerkuchen — das Frühstück eines jeden Mexikaners — wurde mir aufgetragen. Ein Glas Cognac und eine Havannacigarre schienen mir jetzt zweckdienlicher zu sein, und halfen das wilde Zittern meiner Nerven beschwichtigen.

Zum Glück hatte ich keinen Dienst zu thun. Ich blieb daher auf der Azotea bis gegen Mittag.

Der in mir tobende Sturm hielt mich ab, auf das zu achten, was um mich her vorging. Die Scenen auf der Plaza, die Scharfschützen oder Freischärler und ihre Pferde, die Einwohner in ihren gestreiften Ueberwürfen, die neben ihren Gemüse-

und Obstkörben kauernden Indianerinnen, die hübschen Poblanas, Alles blieb von mir unbeachtet.

Von Zeit zu Zeit ruheten meine Augen auf den Mauern des fernen Wohnsitzes. Er war nicht so weit entfernt, daß man nicht eine menschliche Gestalt auf dem Dache hätte sehen können, wenn eine dagewesen wäre. Es war aber keine da, und zwanzig, ja fünfzig Mal wendete ich mit getäuschter Erwartung meinen Blick ab.

Gegen Mittag meldete der Sergeant der Wache, daß ein Mexikaner mich zu sprechen wünsche.

Mechanisch gab ich Befehl, den Mann zu mir heraufzuschicken; aber erst als er vor mir stand, bedachte ich, was ich vorhatte.

Die Erscheinung des Mexikaners rüttelte mich sofort aus meinen unangenehmen Träumen auf. Ich erkannte in ihm einen der Vaqueros des Don Ramon de Vargas, denselben, den ich während meiner ersten Unterredung mit Isolina auf der Ebene gesehen.

Es lag Etwas in seinem Wesen, was verrieth, daß er ein Bote war. Ein zusammengebrochenes Billet, welches er unter seinem Wamse hervorzog, nachdem er sich umgeschaut, um zu sehen, ob er beobachtet wurde — bestätigte meine Vermuthung.

Ich nahm das Billet in Empfang. Es stand

keine Adresse darauf, auch suchte ich nicht lange darnach. Meine Finger zitterten, während ich das Siegel erbrach. Als mein Auge auf der Schrift weilte und dieselbe erkannte, pochte mein Herz so gewaltig, daß ich kaum ein Wort hervorbringen konnte. Um meine Gemüthsbewegung vor dem Boten nicht sehen zu lassen, wendete ich mich ab und begab mich in den entferntesten Winkel der Azotea, ehe ich das Billet las. Von hier rief ich dem Manne zu, er solle hinuntergehen und auf Antwort warten. Sobald ich von seiner Gegenwart befreit war, las ich Folgendes:

„Juli, 18—

„Galanter Capitan! Erlaubt mir, Euch einen buenas dias zu wünschen, denn ich setze voraus, daß es nach den Strapatzen der vorigen Nacht bei Euch noch Morgen ist. Habt Ihr von Eurer schwarzen Schönen geträumt? Das arme Geschöpf! Ha, ha, ha! Galanter Capitan!“

Diese Anrede ärgerte mich nicht wenig, denn das Wort „Galanter“ war durch Unterstreichen noch besonders hervorgehoben. Es war ein Brief, der keinen andern Zweck hatte, als mich wegen meines ungeschickten Benehmens zu necken. Ich hatte große Lust, ihn von mir zu schleudern; während aber

mein Auge über das Papier streifte, erblickte es einige Worte, welche mich bewogen, weiter zu lesen.

„Galanter Capitan! Ich hatte ein Lieblingsroß. Wie sehr ich dieses Thier liebte, werdet Ihr begreifen, der Ihr für den edlen Moro eine ähnliche Zuneigung hegt. In einer bösen Stunde beraubte mich Euer leider nur zu sicherer Schuß meines Lieblings, doch erbotet Ihr Euch, mir meinen Verlust dadurch wieder zu ersetzen, daß Ihr Euch selbst beraubtet, denn ich weiß recht wohl, daß der Rappe Euch der theuerste Gegenstand auf Erden ist. In der That, wäre ich die Dame Eurer Liebe, so würde ich mit einer so getheilten Zuneigung nicht zufrieden sein. Wohlan, mio capitan, ich begriff das großmüthige Opfer, welches Ihr mir bringen wolltet, und lehnte es ab; aber ich weiß auch, daß Ihr Eure Schuld gern abtragen möchtet. Es steht in Eurer Macht, es zu thun. Höret mich an!“

Ich erwartete, daß einige sehr harte Bedingungen folgen würden, doch kehrte ich mich daran weiter nicht. Es gab kein Opfer, welches ich nicht bereit gewesen wäre zu bringen. Ich hätte jede noch so kühne und abenteuerliche That gewagt, um dieses stolze Herz zu gewinnen, um es ebenfalls

den Schmerz fühlen zu lassen, welcher das meine zerriß. Ich las weiter:

„Es giebt ein Pferd, das in hiesiger Gegend bekannt ist als das weiße Roß der Prairieen (el cavallo blanco de los llanos). Es ist natürlich ein wildes Pferd, schneeweiß von Farbe, schön gebaut und schnell wie die Schwalbe. — Doch brauche ich Euch wohl das weiße Roß der Prairieen zu schildern? Ihr seid ein Trjano und müßt schon davon gehört haben. Wohlan, mio capitan, schon längst hege ich den allerdings wahnsinnigen Wunsch, dieses Pferd zu besitzen. Ich habe den Jägern und unsern eigenen Vaqueros — denn das Thier erscheint zuweilen auf unseren Ebenen — bedeutende Belohnungen geboten, aber vergebens. Nicht ein Einziger von ihnen versteht dieses Thier zu fangen, obschon sie es oft gesehen und Jagd darauf gemacht haben. Manche behaupten, es könne gar nicht gefangen werden, denn es sei so rasch, daß es sofort den Blicken entschwinde, und noch dazu auf der freien Prairie. Andere wieder behaupten, es sei ein Phantom, un demonio! Aber ein so schönes Thier kann unmöglich ein Teufel sein. Ueberdies habe ich immer gehört — und wenn ich mich recht entsinne, so sagte erst gestern Abend Jemand — der Teufel sei schwarz."

Diese Anspielung auf mein ungeschicktes Beneh=

nehmen am vorigen Abende kam mir gar nicht unerwünscht, denn ich fühlte eine gewisse Erleichterung, nun glauben zu können, daß die ganze Sache mit Scherz, anstatt mit der erwarteten Entrüstung und Verachtung behandelt werden würde. Mit angenehmen Vorgefühlen las ich daher weiter:

„Doch zur Sache, mio capitan. Es giebt gewisse ungläubige Leute, welche behaupten, das weiße Roß der Prairieen sei eine Fabel, und seine Existenz geradezu leugnen. Carrambo! Ich aber weiß, daß es wirklich existirt und, was für meinen gegenwärtigen Zweck noch wichtiger ist, daß es vor nur zwei Stunden nicht ganz zehn Meilen von dem Platze entfernt ist, oder war, auf welchem ich jetzt dieses Briefchen schreibe. Einer unserer Vaqueros sah das Pferd an dem Ufer eines schönen Arroyo, der, wie ich weiß, sein beliebtes Terrain ist. Aus mir bekannten Gründen machte der Vaquero weder Jagd auf das Thier, noch belästigte er es sonst wie, sondern kam in athemloser Eile zu mir und brachte mir die Neuigkeit.

„Nun, galanter, großartiger Capitan! Es giebt nur einen Menschen, welcher dieses berühmte Pferd einfangen könnte, und dies seid Ihr selbst. Ach, Ihr habt schon Etwas gefangen genommen, was einst ebenso wild und

frei war. Ja, Ihr könnt es thun — Ihr und Moro. Bringt mir das weiße Roß von den Prairieen, und ich werde aufhören, mich um Lola zu grämen. Ich werde Euch jenen contratiempo verzeihen: Ich will Euch Alles verzeihen, selbst Eure Unhöflichkeit gegen meine Doppelmaske. Ha! ha! ha! Bringt mir das weiße Pferd! das weiße Pferd!

„Isolina.“

Als ich diese sonderbare Epistel zu Ende gelesen hatte, durchrieselte mich ein freudiger Schauer. Ich verweilte weiter nicht bei der Sonderbarkeit des Inhalts, welcher die Schreiberin vollständig charakterisirte. Die Bedeutung desselben war ziemlich klar. Allerdings hatte ich von dem weißen Rosse der Prairieen gehört, und welcher Jäger oder Trapper, Handelsmann oder Reisende an all' den weitgestreckten Grenzen des Prairielandes hätte nicht davon gehört? Mancher romantischen Geschichte von dem Pferde hatte ich an dem lodernden Lagerfeuer zugehört — manchem wildphantastischen Mährchen, in dem das weiße Pferd den Helden spielte. Seit beinahe einem Jahrhunderte figurirt es in den Legenden der Prairien-„Schiffer“, als Gegenstück zu dem fliegenden Holländer oder dem Gespensterschiffe des Vorderkastells. Eben so wie dieser ist es überall und nirgends. Heute sieht man es über die sandigen Ebe-

nen des Platte, und morgen tausend Meilen weiter südlich über die breiten Llanos von Texas hinjagen.

Daß wirklich ein weißer Hengst von großer Geschwindigkeit und prachtvollem Bau unter den zahllosen Heerden wilder Pferde, welche auf den großen Ebenen umherschweifen, existirte, daß es deren zwanzig, ja vielleicht hundert gab, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Ich selbst hatte mehr als einen gesehen und gejagt, der ein prachtvolles Thier genannt werden konnte, und den kein gewöhnliches Pferd hätte einholen können. Der Hengst aber, welcher unter dem Namen des weißen Rosses der Prairieen bekannt war, hatte ein ganz besonderes Kennzeichen, welches ihn von allen übrigen unterschied.

Seine Ohren waren nämlich schwarz, blos seine Ohren, aber diese von der tiefdunklen Farbe des Ebenholzes. Sein ganzer übriger Körper war mit Einschluß von Mähne und Schweif weiß wie frisch gefallener Schnee.

Dieses eigenthümliche und geheimnißvolle Thier war es, wovon der Brief sprach. Es war der schwarzohrige Hengst, den ich aufgefordert wurde, einzufangen. Der Inhalt des Briefchens war klar und deutlich. Ein einziger Ausdruck war mir räthselhaft. „Ihr habt schon Etwas gefangen genom-

men, was einst eben so wild und frei war.“ Was meinte sie damit?

Kaum wagte ich der Antwort Glauben zu schenken, welche wie ein triumphirendes Echo aus meinem Herzen emporsprang.

Natürlich befand sich auch eine Nachschrift unter dem Briefchen; diese aber betraf blos das Geschäft.

Sie gab nähere Andeutungen hinsichtlich der Zeit und des Ortes, wo das weiße Pferd gesehen worden, und fügte hinzu, daß der Ueberbringer des Briefchens — der Vaquero, welcher es gesehen — mir zum Führer dienen würde.

Ich dachte nicht lange erst über das seltsame Verlangen nach. Die Erfüllung desselben versprach, mir die Stellung wieder zu erobern, die ich einen Augenblick vorher als für immer verloren betrachtet. Ich beschloß, sofort die Aufgabe zu unternehmen.

„Ja, liebreizende Isolina. Wenn Roß und Mann es thun können, so bist Du, ehe die Sonne zum zweiten Male untergeht, Herrin des weißen Hengstes der Prairieen!“

Sechzehntes Kapitel.

Die Manada.

Eine halbe Stunde später ritt ich mit dem Vaquero als Führer ruhig aus der Rancheria hinaus. Ein Dutzend Scharfschützen folgten dicht hinter mir, und nachdem wir den Fluß mittelst einer Furt dem Dorfe beinahe gegenüber passirt, schlugen wir uns in den Chapparal auf der entgegengesetzten Seite.

Die Leute, welche ich zu meinen Begleitern gewählt, waren sämmtlich alte Jäger, die sich auf die Verfolgung der Spur verstanden. Ich hatte Vertrauen zu ihrer Geschicklichkeit und hoffte, daß wir mit ihrer Hülfe das Wild finden würden, welches wir suchten.

Meine Hoffnungen wären indeß nicht so san-

guinisch gewesen, wenn nicht ein zweiter Umstand hinzugekommen wäre.

Es war dies folgender:

Unser Führer hatte mir mitgetheilt, daß, als er den weißen Hengst gesehen, dieser sich in Gesellschaft einer zahlreichen Heerde Stuten — einer Manada — ohne Zweifel seines Harems befand. Es war nicht wahrscheinlich, daß er sich von ihnen trennte, und selbst wenn diese später das Terrain verlassen hatten, konnte ihre Spur in Folge ihrer größern Zahl leichter verfolgt werden.

Ueberhaupt wäre ohne diese Mittheilung unsere wilde Pferdejagd im Grunde genommen weiter Nichts gewesen, als eine Jagd in's Blaue hinein.

Der Hengst selbst konnte nach dem, was man von ihm hörte, heute an dem einen Arroyo und morgen hundert Meilen davon an dem Ufer eines andern Stromes gesehen worden sein. Die Gegenwart seiner Manada dagegen gewährte einige Bürgschaft dafür, daß er immer noch in der Nähe des Terrains sei, wo der Vaquero ihn bemerkt hatte.

War er einmal gefunden, so vertrauete ich auf die Schnelligkeit meines Pferdes und auf meine eigene Geschicklichkeit in dem Gebrauche des Lasso.

Als wir so dahinritten, setzte ich meine Begleitung von dem Zwecke unserer Expedition in Kenntniß.

Alle von ihnen kannten den weißen Hengst par renommée und Einige versicherten, daß sie ihn auf ihren Wanderungen durch die Prairieen selbst gesehen. Die ganze Schaar freute sich über die Aussicht auf eine solche Hatz, und ließ eine Aufregung blicken, als ob ich sie zu einem Scharmützel mit Guerilleros führte.

Die Gegend, welche wir durchzogen, war anfangs ein dichter Chapparal, der aus Dornensträuchern und Pflanzen bestand, an welchen dieser Theil von Mexiko so reich ist. Die Mehrzahl davon gehörte zu der Familie der Leguminosa — Robinias, Gleditschias und zu den texanischen Akazien von mehr als einer Gattung, hier unter dem Namen Mezquite bekannt. Auch Aloës bildeten einen Theil des Unterholzes, zum nicht geringen Verdrusse des Wanderers. Es war die wilde Gattung, unter dem Namen Lechuguilla oder Pitapflanze bekannt, deren Mark als Nahrungsmittel gekocht wird und deren faserige Blätter zur Verfertigung von Bindfaden, Strickwerk oder Leinwand dienen, während ihr Saft durch Destilliren den feurigen Mezcal giebt.

Hier und da stand auch ein Yuccabaum, dessen starke, steife Blätterbüschel an die gefiederten Köpfe indianischer Krieger erinnerten. Einige sah ich mit eßbaren Früchten in Trauben oder dichten Gruppen beisammenwachsend.

Es giebt in der Region des Rio Grande mehrere Gattungen dieser fruchttragenden Yuccas, welche dem wissenschaftlichen Botaniker bis jetzt noch unbekannt geblieben sind.

Auch bemerkte ich die Palmilla oder Seifenpflanze, ebenfalls eine Yucca, deren Wurzeln ein vortreffliches Ersatzmittel für Seife liefern, und verschiedene Cactusformen — die auf mexikanischem Boden niemals unsichtbar werden — wuchsen als ein charakteristischer Kennzug der Landschaft in dichter Fülle rings umher.

Pflanzen von bescheidener Größe bedeckten die Bodenfläche. Vorherrschend unter diesen waren die geschlechtslosen, während die übelduftende Artemisia und die noch unangenehmer riechende Creosotpflanze (Larrea Mexicana) an Stellen wuchsen, welche vorzugsweise sandig und trocken waren.

Angenehmere Gegenstände für das Auge waren die scharlachrothen Rispen der Fouquiera splendens, die damals von den Botanikern noch gar nicht beschrieben war und dennoch ein Liebling der Baumschulen werden sollte.

Ich war in diesem Augenblicke durchaus nicht zum Botanisiren aufgelegt, aber wohl besinne ich mich noch, wie ich dieses zierliche Gewächs bewunderte — seinen hohen schlanken Stamm mit

Rispen von herrlichen Blumen, die hoch über das umliegende Dickicht emporragten, gleich den Fahnen eines Heeres.

Ich will durchaus nicht behaupten, daß ich den verfeinerten Geschmack eines Blumenfreundes besitze, — besonders war dies damals nicht der Fall; aber kalt müßte das Herz sein, welches die Blumenpracht Mexiko's betrachten könnte, ohne sich wenigstens eines Theils seiner Reize zu erinnern. Selbst der roheste meiner Leute konnte nicht umhin, zu bewundern, und ein- oder zweimal, als wir so entlang ritten, hörte ich, wie sie der Freude über diese Naturschönheiten laute Worte liehen.

So wie wir weiter kamen, änderte sich der Anblick.

Die Bodenfläche ward freier, Wiesen und Dickicht wechselten ab und es ward mit Einem Worte eine Mezquite-Prairie. Noch weiter hin wurden die Lichtungen größer, während die mit Holz bewachsene Fläche sich an Umfang verminderte und dann und wann die Lichtungen ohne Unterbrechung an einander stießen. Wir waren beinahe zehn Meilen geritten, ohne ein einziges Mal den Zügel anzuziehen, als unser Führer auf die Fährte der Manada stieß.

Mehrere der alten Jäger erklärten, ohne abzu-

steigen, die Spuren für die von wilden Stuten, welche sie mit leichter Mühe von Hengstspuren unterschieden.

Ihre Ansicht erwies sich als richtig; denn nachdem wir der Fährte nur eine kurze Strecke weiter gefolgt waren, wurden wir auf einmal der ganzen Heerde ansichtig, welche, wie der Vaquero zuversichtlich erklärte, die von uns gesuchte Manada war.

In so weit hielten unsere Erfolge mit unseren Erwartungen gleichen Schritt. Eine Caballada von wilden Pferden ansichtig werden und ihren schnellsten Hengst fangen, sind aber zwei Dinge von sehr ungleicher Schwierigkeit.

Diese Thatsache offenbarten mir in diesem Augenblicke mein ängstlich pochendes Herz und meine rascher schlagenden Pulse.

Es möchte schwierig sein, das Gemisch von Zweifel, Unruhe und freudiger Hoffnung zu beschreiben, welches mein Gemüth erfüllte, als ich aus der Ferne jene scheue, unserer Annäherung noch unbewußte Heerde betrachtete.

Die Prairie, auf welcher die Stuten weideten, war mehr als eine Meile breit und gleich denen, die wir jetzt passirt, von dem niedrigen Chapparalwalde umgeben, obschon es Zugänge gab, die mit

anderen Lichtungen ähnlicher Art in Verbindung standen.

Ziemlich in der Mitte befand sich die Manada. Einige der Stuten weideten ruhig das Gras ab, während andere umhersprangen, bald sich hoch aufbäumten wie zum Kampfe, bald in wildem Galopp davonfegten, während ihre Mähnen und Schweife im Winde flatterten.

Selbst vom Weiten erkannten wir die volle, runde Entwickelung ihrer Leiber, und ihre glatte im Sonnenscheine schimmernde Haut verrieth ihren guten, gesunden Zustand.

Sie waren von allen Farben, die man bei Pferden kennt, denn hierin ist die spanische Pferderace ein wenig eigenthümlich. Es waren Braune, Rappen und Schimmel darunter. Die letztern waren die bei Weitem zahlreichsten. Auch Apfel- und Grauschimmel gab es darunter, so wie Isabellen mit weißen Mähnen und Schweifen und einige von Maulwurffarbe, so wie auch ziemlich viele von der Art, die in Mexico unter dem Namen der Pintados oder Schecken bekannt sind.

Alle waren natürlich mit vollen Mähnen und Schweifen ausgestattet, denn die verstümmelnde Scheere des Jockey hatte hier nie ihre Verwüstung angerichtet.

Wo aber war der Herr dieses prachtvollen Harems? Wo war der Hengst?

Dies war der Gedanke, der sich Allen aufdrängte; die Frage, die auf jeder Zunge schwebte.

Unsere Augen schweiften über die Heerde bald hier, bald da. Weiße Pferde gab es eine Menge darunter, aber es bedurfte nur eines Blickes, um uns zu sagen, daß der Hengst der Prairieen nicht darunter war.

Wir betrachteten einander mit der Miene der getäuschten Erwartung. Selbst meine Begleiter fühlten dies, aber ein weit bittereres Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich auf die Heerde ohne Anführer blickte. Hätte ich selbst die ganze Heerde fangen und mit fortnehmen können, so würde dieses Geschenk doch nicht ein einziges Lächeln von Isolina erkauft haben. Der Hengst war ja nicht darunter!

Dennoch aber konnte er noch in der Nähe sein; oder hatte er vielleicht die Manada ganz und gar verlassen und war weit hinweg über die weite Prairie galoppirt, um neue Eroberungen aufzusuchen?

Der Vaquero glaubte, er sei nicht weit. Ich setzte Vertrauen auf die Meinung dieses Mannes, der, da er sein ganzes Leben mit der Beobachtung wilder und halbwilder Pferde zugebracht, eine vollkommene Kenntniß ihrer Gewohnheiten hatte. Es war also noch Hoffnung vorhanden.

Der Hengst konnte noch in der Nähe sein. Vielleicht lag er im Schatten des Dickichts; vielleicht befand er sich mit einem Theile der Manada oder

irgend einer Favoritin in einer der anstoßenden Lichtungen.

Wenn dem so war, so mußten wir ihn, wie unser Führer uns versicherte, bald zu Gesicht bekommen, denn es war, wie er es nannte, leicht, ihn aufzuscheuchen.

Aber wie? Einfach dadurch, daß man die Stuten erschreckte, deren Alarmgewieher weithin hörbar war.

Dies schien sehr leicht auszuführen, doch war es räthlich, daß wir die Manada umzingelten, ehe wir sie zu beunruhigen versuchten, weil sie sonst sehr leicht in der entgegengesetzten Richtung fortgaloppiren konnten, ehe Einer von uns ihnen zu nahe kam. —

Deßhalb beschlossen wir, die Umzingelung ohne Verzug zu bewirken.

Der Chapparal unterstützte uns hierin in so weit, als er unsere Bewegungen verdeckte, und binnen einer halben Stunde hatten wir uns um die ganze Prairie herum deployirt.

Die Stuten weideten noch und machten ihre Kapriolen. Sie hatten keine Ahnung, daß eine Kette von Jägern sich um sie zog, sonst wären sie schon lange davongaloppirt. Von allen wilden Kreaturen ist das wilde Pferd das scheueste. Das Reh, die Antilope und der Büffel fürchten die Annäherung des Menschen weit weniger. Der Mustang scheint das Schicksal zu ahnen, welches ihn in der Gefangenschaft erwartet. Man sollte fast glauben, daß die Ausreißer aus den Niederlassungen, die man

dann und wann unter ihnen steht, ihnen die Geschichte ihrer Drangsale und Leiden erzählt hätten.

Ich selbst war nach der entgegengesetzten Seite der Prairie geritten, um mich zu überzeugen, ob der Ring vollständig geschlossen sei. Ich war jetzt allein, weil ich meine Kameraden einen nach dem andern längs des Waldrandes zurückgelassen hatte. Ich hatte das Signalhorn mitgenommen, mit welchem ich die Stuten zu alarmiren gedachte.

Ich hatte mich in ein kleines Dickicht von Mezquitebäumen postirt und stand im Begriff, das Horn an die Lippen zu setzen, als ein gellendes Gekreisch hinter mir mich bewog, das Instrument wieder abzusetzen und mich rasch in dem Sattel herumzudrehen.

Einen Augenblick lang wußte ich nicht, was diesen eigenthümlichen Ton hervorgebracht haben könnte, als er plötzlich zum zweiten Male an mein Ohr schlug.

Nun erkannte ich ihn. Es war das Wiehern des Prairiehengstes!

Nicht weit von mir war eine Art Durchhau in dem Dickigt, eine Art Zugang, welcher in eine zweite Prairie hineinführte. Auf dieser hörte ich den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes. So schnell als das Unterholz es gestattete, drang ich vorwärts und kam an dem Rande des freien Raumes heraus; aber die jetzt tiefstehende Sonne blitzte mir in die Augen, und ich konnte keinen Gegenstand deutlich sehen.

Gleich darauf blendete das grelle Licht mich nicht mehr; ich hielt schirmend die Hand vor die

Augen und sah die Form eines stattlichen Hengstes den Durchhau passiren und sich in der Richtung der Manada nähern.

Ein halbes Dutzend Sätze brachte ihn mir gegenüber; die Sonne schien mir nicht mehr in die Augen, und so wie er an mir vorbeigaloppirte, sah ich den Hengst der Prairieen vor mir!

Die charakteristischen Merkmale des herrlichen Geschöpfes waren nicht zu verkennen — der schneeweiße Leib, die kohlschwarzen Ohren, die blaue Schnauze, die rothhervorragenden Nüstern, die breite Brust, der geründete, ebenmäßige Gliederbau — Alles Merkmale eines unvergleichlichen Rosses.

Wie ein Pfeil schoß er an mir vorbei. Ich hemmte ihn keinen Augenblick, sondern galoppirte in gerader Richtung nach der Heerde weiter.

Die Stuten hatten sein erstes Signal mit entsprechendem Wiehern beantwortet. Sie warfen die Köpfe in die Höhe und in einem Augenblicke war die ganze Manada in Bewegung. Nach wenigen Secunden standen sie wieder ruhig, in einer Linie formirt, so gerade, wie es von einem Detachement Cavalerie hätte geschehen können, und erwarteten ihren herangaloppirenden Anführer.

In der That konnte man, als sie so mit hoch emporgehobenen Köpfen dastanden, sie leicht für Reiter in Schlachtordnung halten, und oft sind die wilden Pferde von dem Prairiewanderer irriger Weise für dergleichen angesehen worden.

Weder Verbergen noch Kriegslist konnte nun weiter viel helfen. Die Jagd stand im Begriff zu

beginnen. Schnelligkeit und Lasso mußten den Ausgang entscheiden. Und mit dieser Ueberzeugung gab ich Moro die Sporen und setzte in die offene Ebene hinaus.

Das Wiehern des Hengstes hatte auch meinen Kameraden zum Signale gedient. Sie brachen fast gleichzeitig zwischen den Bäumen hervor und sprengten mit lautem Geschrei auf die Heerde zu.

Ich hatte für Nichts weiter Augen als für den weißen Hengst, und nach ihm richtete ich mich.

Als er der Reihe von Stuten sich näherte, machte er in seinem wilden Galopp Halt, bäumte zweimal in die Höhe, wie um das Terrain zu recognosciren, und galoppirte dann, abermals ein grelles Gewieher anstimmend, in gerader Richtung nach dem Rande der Prairie davon. Ein breiter nach dieser Richtung hin führender Weg schien seinen Instinkt geleitet zu haben. Die Manada folgte, anfangs in einer Reihe galoppirend. Diese ward jedoch bald unterbrochen, so wie raschere Individuen den andern zuvorkamen, und die Heerde zerstreute sich über die Prairie.

Durch die Lichtung nun ging die Hatz. Die Verfolger gebrauchten Peitsche und Sporen, und die Verfolgten boten das Aeußerste auf, um zu entrinnen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

